

Die Lebensversicherung.

Eine ernste Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1861.

Erstes Kapitel.

Herr Heimberger.

Die helle Morgensonne schaute licht und freundlich durch glänzende Fensterscheiben in eine geräumige, hübsche Stube, welcher, bei aller Einfachheit der Möbel und Geräthschaften, entschieden der Charakter wohnlicher Gemüthlichkeit aufgeprägt war. An den Wänden mit den grau in grau gemusterten Tapeten hiengen mehrere, wenn auch nicht kostbare, doch gute Kupferstiche in hübschen Goldrahmen; an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern prangte ein großer Spiegel, welcher sich auf eine breite, alterthümlich geschnitzte Kommode stützte. Rechts davon, dicht am Fenster, stand ein bequemer Großvater-Stuhl, mit schwarzem Leder überzogen, dessen theilweise abgeschabtes Aussehen von häufigem Gebrauche Kunde gab. Daneben erblickte man einen großen Arbeitstisch mit vielen Fächern und Schubkästen, welche mit Briefen und Aktenbündeln angefüllt waren. Gegenüber prangte ein mit rothem Wollenstoff überzogenes Sopha, vor dem sich auf bunt gemustertem Fußteppich ein großer, runder Tisch breit machte. Außerdem standen in der Stube an geeigneten Plätzen

noch einige Stühle, und neben der Thür, die vermuthlich in das Schlafgemach führte, ein handfester mächtiger Schrank von dunklem, ähnlich wie die Kommode geschnitztem Holze, der augenscheinlich zur Aufbewahrung von Wäsche und Kleidungsstücken diente. Das war die ganze äußere Einrichtung, — nicht kostbar gerade, aber bürgerlich solid und bequem.

An dem Morgen nun, wo die liebe Sonne mit neugierigen Blicken in dieses gemüthliche Wohnzimmer hinein schaute, saßen auf dem Sopha, in der einen Ecke der Registrator Heimberger, und in der anderen Frau Anna, seine Gemahlin, beim Frühstück. Trotz der Einfachheit desselben — es bestand nur aus Kaffee, Milch und frischem Weißbrod — schien es dem Herrn Registrator vortrefflich zu munden. Mit sichtlichem Behagen schlürfte er von Zeit zu Zeit ein Schlückchen des bitteren aromatischen Getränkes, und verzehrte dazu ein paar Mundsemmeln, deren scharf gebackene Rinde unter seinen gesunden Zähnen wie Glas zersplitterte. Seinem Aussehen nach war er ein Mann in der letzten Hälfte der dreißiger Jahre. Trotz seines blassen Gesichtes, das wie mit feinem Aktenstaube bezuckert schien, erfreute er sich dennoch einer guten Gesundheit. Wenigstens sprach dafür sein lebhaftes, glänzendes Auge und seine ganze rüstige und kraftvolle Gestalt, sowie auch durchweg seine Vergangenheit, denn so lange er lebte, war er noch nicht ein einziges Mal krank gewesen, hatte noch nicht ein einziges Mal den Doctor oder Apotheker in Nahrung gesetzt. Von seinem guten Appetite zeugten die Mundsemmeln, die mit wundersamer Schnelligkeit zwischen seinen Zähnen verschwanden; und von seiner guten Laune die heiteren Blicke,

welche er von Zeit zu Zeit flüchtig auf seine Frau richtete, ohne daß diese es zu bemerken schien.

Frau Anna saß still und in sich versunken in die Ecke des Sopha's zurückgelehnt, und blickte ernst und gedankenvoll auf das Anzeige-Blatt der Residenz, das sie jeden Morgen bei'm Kaffee zu lesen, oder wenigstens flüchtig zu durchblättern pflegte. Wie sie so da ruhete im reinlichen Morgengewande, das volle schwarze Haar nur mit Mühe von einem weißen Häubchen zusammengehalten, mit ihrer schlanken Figur, und ihrem hübschen, sanften und klugen Gesicht, mußte sie auf Jeden, der sie sah, einen angenehmen Eindruck hervorbringen, und es war nur natürlich, daß auch ihr Mann, der Herr Registrator, diesem Eindrucke sich nicht entziehen konnte, obwohl seine Frau, wie schon angedeutet, sich heute einer ganz ungewöhnlich ernsten, wenn nicht trüben und schwermüthigen Stimmung hinzugeben schien. Einige Minuten hindurch beobachtete er sie, ohne ihr Nachsinnen zu unterbrechen; endlich aber, als sie immer tiefer und tiefer in eine dunkle Gedankenwelt zu versinken drohte, schüttelte er leise den Kopf, beugte sich näher zu ihr hinüber, und klopfte sie sanft auf die Achsel. Sie fuhr ein wenig erschreckt zusammen, und schaute, wie aus einem Traume erwachend, mit ihren großen braunen Augen in einiger Verwirrung zu ihm auf.

„Was hast du denn, Kind?“ fragte der Registrator freundlich. „Du siehst ja so ernsthaft und tiefsinnig aus, als ob du über die größesten Geheimnisse Himmels und der Erden nachgrübeltest. Hat dich das Tageblatt mit seinen Annoncen von Stiefelwichse, Käse,

Cigarren, Rosinen und Mandeln so ausnehmend nachdenklich gemacht."

„Nicht doch," erwiederte die noch junge Frau hastig, und warf die Blätter des Anzeigers vor sich hin auf den Tisch. „Ich dachte an unseren Eduard. Wo bleibt er nur, der Langschläfer? Ich muß wirklich einmal nach ihm ausschauen."

Sie machte Miene aufzustehen, aber ihr Mann hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Laß nur," sagte er, — „ich höre Eduard schon die Treppe herunter kommen. Hoffentlich ist er es nicht, der dich verstimmt hat?"

„O, behüte!" versetzte sie lebhaft. „Er ist ja ein so fleißiger, guter, braver Junge, daß man nur herzliche Freude an ihm haben kann. Nun freilich, wenn ich an die Zukunft denke, da wollen sich manchmal finstere Schatten der Sorge über meine Seele breiten!"

„Ei, Kind, wer wird sich so schwere Gedanken machen über Etwas, das noch gar nicht ist und noch lange im Schooße der Zeiten ruhet," sagte der Registrator. „Kommt Zeit, kommt Rath! Ich werde nicht ewig Registrator bleiben, habe sogar schon ein Vögelchen pfeifen hören von baldigem Kanzleirath, und wenn dieses Vögelchen die Wahrheit gepfiffen hat, so bessert sich nicht nur unsere gesellschaftliche Stellung, sondern auch der Gehalt, und wir können ohne Sorge künftigen Tagen entgegen sehen, wohl gar auch sparen, und allmählig ein kleines Kapital für unseren Eduard zurücklegen. Ich habe mir vorgenommen, der Junge soll studieren, um es einmal ein gutes Stück weiter zu bringen, als sein Vater. Wie habe ich mich Jahre lang abmühen und abquälen müssen als armseliger

Schreiber, ehe ich nach und nach langsam, ganz, ganz allmählich in eine etwas bessere Stellung gerieth! Diesen Schneckenweg soll unser Eduard nicht auch kriechen! Mit den Studierten geht es ein hübsches Theil geschwinder vorwärts, und darum soll er mir studieren, und müßt' ich mir das Geld dazu am Munde absparen!"

„O, du bist gut, herzensgut, lieber Mann," sagte Frau Anna bewegt, — „ich zweifle auch nicht an dir und deiner väterlichen Fürsorge, wenn nur der liebe Gott dir Gesundheit und Leben erhält!"

Der Registrator lachte laut und herzlich.

„Warum sollte er das nicht? erwiederte er. „Hat mir bis heute nichts an der Gesundheit gefehlt, wird es ja auch ferner nicht fehlen."

In diesem Augenblicke klangen die Töne von Kirchenglocken feierlich in das Gemach, und gleich darauf mischte sich mit ihnen die düstere Weise eines Trauermarsches, welche von der Straße herauf ertönte. Ueberrascht, fast erschrocken, vernahmen Mann und Frau auf dem Sopha die herzerschütternden Klänge, und eilten dann Beide zugleich an das Fenster. Ein Leichenzug gieng langsam unten vorüber. Voran schritt der Trauermarschall in schwarzem Gewande, dann folgte der Leichenwagen mit dem Sarge, der von einem schwarzen, goldgestickten Tuche ganz überdeckt war, und hinterher wankte ein langer Zug von Leidtragenden in dunklen Trauerkleidern, mit bleichen Gesichtern und zu Boden gesenkten Augen. Nach kurzem Schauen wendete die Frau Registrator seufzend ihre Augen von dem betrübenden Anblicke ab, und kehrte zu dem Sopha zurück, wo sie sich, noch schwermüthiger als vorher, in die

Kissen zurücklehnte. Ihr Mann folgte langsamer, aber, als er wieder an der Seite seiner Frau Platz nahm, zeigte auch sein Gesicht eine ernste Miene, und eine leichte Wolke von Besorgniß beschattete seine Stirn.

„Es ist der reiche Kaufmann Schulze, den sie dort mit Glockenklang und Posaunenschall zu seiner letzten Ruhestätte führen,“ sagte er. „Merkwürdig, wie rasch der Tod so manchen Menschen hinwegrafft. Noch vor acht Tagen war jener Mann kräftig und kerngesund, — da stürzt er mit dem Pferde, zerschmettert sich den Schädel, und — da geleiten sie seine Leiche! Merkwürdig! Der Mann hätte noch fünfzig Jahre leben können, ohne diesen unglücklichen Zufall.“

„Da siehst du, lieber Mann, ein schlagendes Beispiel, daß man nicht auf seine unerschütterliche Gesundheit pochen soll,“ versetzte die Frau Registrator in sehr ernstem Tone. „Niemand, auch der Stärkste und Kräftigste nicht, ist nur auf einen Augenblick seines Lebens sicher. Der unglückliche Mann, daß er so plötzlich hat enden müssen! Wie schwer muß es ihm geworden sein, mitten in der Blüthe und Fülle des Lebens von seiner Gattin, seinen Kindern zu scheiden! Und doch hatte er wenigstens Einen Trost im Sterben: die Gewißheit, daß die Seinigen, wie schmerzlich sie auch das Familienhaupt vermissen und beweinen mögen, doch durch den Tod desselben nicht in Noth und Mangel gestürzt werden! Wie viele Familienväter müssen von dieser Erde scheiden ohne solchen Trost, der doch das Sterben unendlich erleichtern und dem Tode den bittersten Stachel nehmen muß!

„Wenn ich mir denke, daß eines Tages ein grausames Schicksal dich mir entreißen könnte, — o

Gott, was sollte dann aus mir und unserem Eduard werden!“

„Ei, Thorheit, liebe Anna,“ versetzte der Registrator mit unwilligem Achselzucken. „Wer wird sich denn unnöthiger Weise mit solchen albernen Vorstellungen plagen? Sieh' mich an, — sehe ich etwa wie ein Todes-Kandidat aus, der schon mit Einem Fuße im Grabe steht? Unsinn!“

„Denke an den Kaufmann Schulze, lieber Mann!“

„Ach was, ich reite keine unbändigen Pferde, sondern gehe hübsch bescheiden zu Fuße in meine Kanzlei, da kann mir nichts passiren. Und am Ende, Alles in Allem, wozu nützt es, sich mit Grillen die gute Laune zu trüben? Was der liebe Gott schickt, müssen wir eben hinnehmen, und können darin nichts ändern.“

„Verzeihung, lieber Mann, wenn ich dir darin widerspreche,“ sagte die Frau Registrator jetzt mit Wärme, indem sie ihre Hand auf den Arm ihres Gatten legte. „Wir können allerdings Gottes Fügungen und Rathschlüsse weder ändern noch abwenden, wohl aber steht es in unserer Macht, Vorkehrungen zu treffen und Maßregeln zu nehmen, welche die schlimmen Folgen des schwersten Unglücksfalles, zum großen Theil wenigstens, abwenden.“

Der Registrator blickte betroffen und verwundert in das von Eifer und Aufregung ein wenig höher geröthete Gesicht seiner Frau.

„Was für Vorkehrungen und Maßregeln wären das?“ fragte er. „Wenn Gott will, daß ich sterben soll, kannst du doch nicht den Tod von meinem Lager verscheuchen!“

„Nein, das kann ich nicht,“ erwiederte Frau Anna,

„aber du kannst, wie gesagt, den traurigen Folgen eines solchen Unglücks vorbeugen, wenn du nur den guten ernsten Willen dazu hast. Ach, glaube mir, guter, lieber Mann, nicht für mich spreche ich so zu dir! Eine Frau hat wenig Bedürfnisse, und kann sich im schlimmsten Falle schon allein in der Welt forthelfen durch ihrer Hände Arbeit und äußerste Sparsamkeit. Aber denke an unseren Sohn! Welche Zukunft hätte er zu erwarten, wenn sein Vater ihm entrissen würde, ehe er sich selbstständig eine Stellung im Leben errungen hätte? Von was sollte ich arme, schwache Frau ihn erhalten, wie ihn fördern, wie ihn kleiden, von was ihn die Schule und Universität besuchen lassen, ich, die ich eben kaum im Stande sein würde, durch den emsigsten Fleiß den äußersten Mangel fern zu halten!“

Der Herr Registrator schien sich von den eindringlichen Worten seiner Frau denn doch einigermaßen getroffen zu fühlen. Das Lächeln verschwand aus seiner Miene, er rieb sich die Stirne, und suchte vergebens nach Worten, um die Befürchtungen seiner Frau zu widerlegen oder zu zerstreuen.

„Aber, mein Gott,“ sagte er endlich, „was soll, was kann, was muß ich thun?“

Die Frau nahm ein Blatt des Anzeigers, welches noch neben dem Kaffeegeschirre auf dem Frühstückstische lag, und reichte es schweigend ihrem Manne hin, indem sie mit dem Finger auf eine gewisse Stelle deutete. Der Registrator las und lachte.

„Lebensversicherung!“ rief er aus. „Was soll das heißen? Handelt es sich hier etwa um Eines jener vielen lächerlichen, sogenannten Geheimmittel, das mensch-

liche Leben zu verlängern? Thorheit! Solche Mittel werden im Leben nicht vor einem Sturze mit dem Pferde oder sonst einem gewaltsamen Tode, oder auch nur vor der Ansteckung durch irgend eine Seuche schützen!"

„Lies nur, lieber Mann," versetzte die Frau ruhig. „Es handelt sich hier um etwas ganz Anderes, als du denkst."

Der Registrator las mit immer gesteigerter Aufmerksamkeit die ziemlich lange Anzeige durch, und legte dann mit ernsterer Miene das Blatt wieder auf den Tisch.

„Das ist allerdings etwas durchaus Anderes, als ich gedacht habe," sagte er sinnend. „Es handelt sich darum, daß ich jährlich eine bestimmte Summe Geldes an eine Gesellschaft auszahle, welche dafür die Verpflichtung übernimmt, nach meinem früher oder später erfolgten Tode meinen Hinterbliebenen ein, nach meinen Einzahlungen festbestimmtes Kapital auszuhändigen."

„So ist es, lieber Mann," erwiederte die Frau, und nickte mit dem Kopfe. „Nehmen wir einmal einen ganz bestimmten Fall an, den, der uns am nächsten liegt. Gesetzt, du zahltest jährlich etwa eine Summe von sechzig Thalern an eine Lebensversicherungs-Gesellschaft, so würdest du damit erwirken, daß an deine Hinterbliebenen von der Gesellschaft zweitausend oder noch mehr Thaler entrichtet werden müßten, gleichviel, ob du im ersten Jahre der Versicherung oder nach zehn oder zwanzig Jahren erst von der Erde abgerufen würdest. Müßte dies nicht eine große Beruhigung für dich sein? Wäre dir damit nicht eine der schwersten und drückendsten Sorgen, die Sorge um die Zukunft

deines Sohnes genommen? Eine Summe von zweitausend Thalern, richtig angelegt und gewissenhaft verwaltet, müßte unter allen Umständen genügen, die Kosten von Eduards Erziehung und Ausbildung zu bestreiten.“

„Ja, ja, die Sache scheint ihr Gutes zu haben,“ versetzte der Registrator. „Indeß, auch gut Ding will überlegt sein, und sechzig Thaler alljährlich sind auch ein schönes Geld!“

„O, wenn du nur wolltest, Carl,“ sagte die Frau lebhaft, — „ich würde gern sparen, und gern mir jedes Vergnügen versagen, um jedes Jahr die nöthige Summe zu erübrigen.“

„Ja, ja, du bist ein gutes Weib, liebe Anna,“ nickte der Registrator. „Bei alledem kommt es mir vor, als ob du ein wenig zu sehr für diese Angelegenheit eingenommen wärest. Laß mir Zeit, alles in Ruhe zu überlegen. Später will ich dir meinen Entschluß mittheilen. Sechzig Thaler jedes Jahr, macht in zehn Jahren sechshundert, und wenn ich sie Jahr für Jahr in die Sparkasse trage und Zins auf Zins stehen lasse, kommt noch mehr heraus. Und diese Summe würde uns unverloren bleiben, während im anderen Falle die ganzen Einzahlungen zum Fenster hinaus geworfen sein könnten. Du hast nur die Eine Seite im Auge, daß ich sterben könnte. Wie nun, wenn nach zehn oder zwölf Jahren unseren Eduard ein früher Tod ereilte? Dann wären unsere Ersparnisse ohne Nutzen verschwendet worden. Die Jugend ist eben so wenig unsterblich, wie das Alter.“

„Wohl wahr,“ erwiederte Frau Anna, — „indeß, wenn dieser traurige Fall, was Gott verhüten möge,

auch wirklich eintreten sollte, so hast du nur etwas verloren, was du nicht gebraucht hast, und dabei die ganzen Jahre über das beruhigende Bewußtsein gehabt, einer traurigen und elenden Zukunft deines Sohnes vorgebeugt zu haben. Und außerdem, wer bürgt uns dafür, daß der Tod nicht früher, als erst in zehn oder zwölf Jahren seinen schrecklichen Einzug in unser Haus hält. Wenn er nun schon im nächsten Jahre zu dir träte, und dein Leben forderte. Was würden dann unserem Eduard die einmal ersparten und in der Sparkasse angelegten sechzig Thaler helfen? Bei der Lebensversicherungs-Gesellschaft dagegen angelegt, würden sie ihm zweitausend Thaler gesichert haben. Und gerade hierin, dünkt mich, liegt der wahre Segen der Lebensversicherung. Ob Gott dich erst in zwanzig Jahren oder schon morgen abruft, immer bleibt dir die Gewißheit, daß für die Zukunft deines Sohnes gesorgt ist. Und ferner, gesetzt den Fall, du sammelst zwanzig volle Jahre in die Sparkasse, hast du dann mehr erspart, als dir die Lebensversicherungs-Gesellschaft schon gleich nach dem Abschlusse der Versicherung garantirt? Rechne es selber aus, lieber Mann! Also hier absolute Sicherheit, dort nur eine keineswegs irgend verbürgte Möglichkeit. Willst du auf die Möglichkeit größeres Vertrauen setzen, als auf eine Gewißheit, die du in Händen hast?"

Registrator Heimberger fühlte sich ein wenig in die Enge getrieben, denn er konnte den Ansichten seiner Frau keinen wesentlichen Einwand entgegensetzen, und doch sträubte sich Etwas in ihm dagegen, alljährlich eine bedeutende Geldsumme wegzugeben, von der er selber keinen positiven Nutzen ziehen konnte. Während

er noch nach einer Antwort suchte, wurde an die Thür geklopft, und erfreut darüber, durch eine äußere Störung seiner Verlegenheit, für den Augenblick wenigstens, enthoben zu sein, ließ Herr Heimberger ein kräftiges „Herein!“ ertönen. Die Thür wurde geöffnet, und ein Regierungsbote trat in das Zimmer, der nach höflichem Gruße dem Registrator ein großes, mit dem königlichen Siegel verschlossenes Schreiben einhändigte.

„Gratulire von ganzem Herzen,“ sagte er dabei. „Die Botschaft wird dem Herrn Rathe willkommen sein!“

„Was der Tausend, Müller, Sie machen doch nicht etwa schlechten Spaß!“ rief Heimberger aus, indem er mit freudezitternder Hand das Siegel löste und das Schreiben entfaltete. „Es ist wahr, liebe Anna,“ setzte er dann nach flüchtigem Ueberblick froh erregt hinzu, — „das königliche Patent, das mich zum Kanzleirathe allergnädigst ernannt und mir zweihundert Thaler jährliche Gehaltszulage gewährt. Vivat, es lebe der König, unser allergnädigster Herr! Und Sie, mein guter Müller, zum Dank für die fröhliche Botschaft nehmen Sie dies!“

Er drückte dem Regierungsboten ein blankes Thalerstück in die Hand, das dieser schmunzelnd einsteckte, und umarmte dann in stürmischem Entzücken seine Frau, die sich heiteren Blickes seine Liebkosung gefallen ließ.

„Siehst du, Kind,“ sagte er, „da hast du dir wieder einmal recht überflüssige Sorgen gemacht! Das Vögelchen, das ich habe pfeifen hören, hat den richtigen Ton getroffen!“

„Nun, der Herr Kanzleirath verdienen aber auch

mehr, wie viele Andere die Standeserhöhung und Gehaltszulage," nahm der Regierungsbote lächelnd das Wort. „Sie sind bei den oberen Behörden sehr gut angeschrieben, und man weiß dort sehr gut den unermüdlichen Eifer, die Umsicht und die Loyalität zu würdigen, welche der Herr Kanzleirath zu allen Zeiten bewiesen hat. Empfehle mich nun zu geneigtem Andenken und danke ergebenst für erwiesene Güte!"

Mit einem amtsmäßigen Bücklinge entfernte er sich, und ließ den neugebackenen Rath mit seiner Frau und seinem Herzensjubel allein. Heimberger gieng in lebhafter Bewegung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und schwelgte in dem Glücke, das ihm schneller, als er gehofft und erwartet, zu Theil geworden war.

„Nun, bester Mann," unterbrach nach einer Weile Frau Anna die Stille, „danken wir Gott, daß Er es so gut mit uns und unserem Knaben gemacht hat. Zweihundert Thaler jährliche Gehaltszulage! Da wird es dir nun ein Leichtes werden, sechszig Thaler für deinen Sohn zurückzulegen!"

Der neue Rath blickte seine Gattin mit großen Augen an, und mußte sich erst darauf besinnen, was sie eigentlich meinte. In der Freude über seine Standeserhöhung hatte er das vorhin geführte Gespräch fast ganz vergessen.

„Ach ja, ja," sagte er zerstreut, — „doch davon ein anderes Mal! Es pressirt ja nicht, liebe Anna! Für den Augenblick habe ich an mehr zu denken, als an die Geschichte da. Also später, später! Vorläufig gratulire ich zur Frau Räthin! Wie, das klingt doch besser, als das gewöhnliche: „Frau Registrator!"

„Wenn mir nur deine Achtung und Liebe bleibt, guter Mann, so bin ich schon im Herzen zufrieden,“ versetzte die verständige Frau. „Uebrigens freut es mich natürlich von ganzer Seele, daß deine Verdienste so ehrenvoll von Oben her anerkannt sind, und ich wünsche dir alles nur mögliche und denkbare Glück dazu!“

„Danke, danke, Frauchen,“ erwiederte der Rath, und wendete sich der Thüre zu, durch welche eben jetzt ein hübscher, kräftiger Knabe von elf oder zwölf Jahren hereinstürmte, mit Ungestüm auf den Rath zueilte und ihn mit beiden Armen umschlang.

„Gratulire, Väterchen!“ rief er laut, während seine Augen vor Freude blitzten und seine Wangen höher als gewöhnlich glühten. „Der Regierungsbote hat mir schon Alles gesagt! Ich traf ihn unten, als ich von dem Trauerzuge des Kaufmann Schulze zurückkehrte, den ich ein Stückchen weit begleitet hatte. Also Kanzleirath bist du geworden! Na, das ist schön, und es freut mich um so mehr, weil nun Meyerheim's Ludwig nicht mehr mit Verachtung auf mich herabsehen, und mich einen armseligen Registrators-Jungen schelten kann. Ein königlicher Kanzleirath ist doch gewiß eben so viel werth, als ein Banquier, wenn dieser auch Gold und Silber in Haufen hat.“

„Thorheit, lieber Eduard!“ versetzte Herr Heimberger lächelnd. „Ein Mensch ist so viel werth, wie der Andere, wenn er nur, Jeder auf seiner Stelle, seine Schuldigkeit thut. Uebrigens danke ich für deine Gratulation.“

Mit liebevollem Blicke streichelte er dem blühenden Knaben Haar und Wangen, und küßte ihn väterlich

auf die Stirn. Darauf machte sich Eduard von ihm los, indem er sagte:

„Nun ist's aber die höchste Zeit, daß ich in die Schule gehe! Das Begräbniß hat mich schon abgehalten, und nun auch noch die Freude über Vaters Beförderung! Die Jungen in der Schule werden einmal Augen machen, wenn ich ihnen erzähle, daß mein Vater Registrator heute Rath geworden ist! Und Meyerheim's Ludwig wird sich ärgern! Aber das geschieht dem hochmüthigen Burschen schon recht, denn er sieht alle uns andere Jungen nur so über die Achsel an, als ob er Wunder was wäre, blos, weil sein Vater Geld hat!"

„Hoffentlich wirst du nicht allzu stolz werden, weil jetzt dein Vater Rath geworden ist," sagte Herr Heimberger lächelnd.

„Gott behüte!" erwiederte Eduard. „Frage nur Wilhelm, den Sohn von unserem Amtsboten! Wir sind von jeher gute Freunde gewesen, und werden's auch jetzt bleiben, nach wie vor. Nein, ich hasse den Stolz, Vater, der sich nicht auf wirklich gute, gediegene Eigenschaften stützt. Und so denkt Wilhelm auch! Wir setzen unseren Stolz darein, daß wir Beiden die fleißigsten Buben in unserer Classe sind, aber deßwegen verachten wir Niemanden, wenn er nur seine Schuldigkeit thut. Aber, da schlägt's schon dreiviertel, — jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich gehe! Adieu, Vater! Adieu, Mütterchen!"

Und fort war er, wie der Wind, zur Stube hinaus.

„Ein prächtiger Bursch!" sagte der Vater, mit stillem Vergnügen ihm nachschauend.

„Gewiß, ein herzensgutes, vortreffliches Kind," fügte die Mutter hinzu. „Laß uns doch ja gemeinsam dahin wirken, lieber Mann, daß seine Zukunft einmal eine wolkenlose, eine sorgenfreie werde!"

„Gewiß wollen wir nach diesem Ziele hinwirken," versetzte der Rath. „Aber überlaß es nur ganz ruhig mir, die dazu geeigneten Mittel und Wege zu finden. Es will Alles reiflich und sorgfältig überlegt sein, liebe Frau. Für jetzt aber muß auch ich dich verlassen, um auf's Bureau zu gehen, und nachher einige nothwendige Besuche bei meinen Vorgesetzten und Gönnern zu machen, deren Wohlwollen wir einen guten Theil der Freude vom heutigen Morgen verdanken!"

Der neue Herr Rath warf sich in seine feinsten Kleider, nahm mit einem herzlichen Kusse Abschied von seiner Frau, und eilte fort, um seinen Geschäften nachzugehen. Die Frau blickte ihm sinnend nach.

„Er ist gut, herzensgut," murmelte sie vor sich hin, „aber dennoch fürchte ich, es wird noch Mühe kosten, ihn dahin zu bringen. Indeß, ich will nicht ruhen und rasten, bis ich mein Ziel erreicht habe. Es gilt das Wohl und die Zukunft unseres Kindes, — da soll und darf man keine Opfer scheuen!"

Zweites Kapitel.

Der Agent.

Es vergiengen Tage, Wochen, Monate, und die Frau Räthin war ihrem Ziele noch immer keinen

Schritt näher gekommen, so vielfältig sie auch Gelegenheit suchte, ihrem Manne das Gedächtniß aufzufrischen, und ihn an den wichtigen Gegenstand des Gespräches zu erinnern, das sie Beide an jenem Sommermorgen beim Frühstücken geführt hatten. Der Herr Rath wußte sich immer unter allerhand Vorwänden einem näheren Eingehen in die Angelegenheit zu entziehen, die seiner Frau doch so sehr am Herzen lag. Bald schützte er Geschäfte vor, bald versprach er, alles Mögliche zu thun, wenn man ihm nur Zeit lasse, bald fehlte es ihm für den Augenblick an Gelde.

Der letzte Grund der Zögerung mochte wohl der triftigste sein, denn in der That bemerkte die Frau Räthin mit heimlicher Besorgniß, daß, trotz der mit der Rangerhöhung vermehrten Einnahmen, die Wirthschaftskasse sich nicht besser füllen wollte, als früher, — ja, daß sogar öfter eine wirkliche Geldklemme eintrat, wie sie vormals, bei dem geringeren Gehalte, nie vorgekommen war. Sie nahm eine Gelegenheit wahr, ihrem Manne sanfte Vorstellungen über diesen bedenklichen Umstand zu machen, und der Herr Rath hörte sie geduldig, nur manchmal mit den Achseln zuckend, an.

„Was willst du, liebes Kind?“ gab er zur Antwort. „Meine jetzige Stellung in der Welt, als Kanzleirath, zwingt mich, größere Ausgaben zu machen, wenigstens zum Anfang, als ich sie früher zu machen brauchte. Ein simpler Registrator wird weiter nicht beachtet, und kann so eingezogen leben, wie er Lust hat. Niemand kümmert sich um ihn. Aber ein Kanzleirath! Das ist ein ganz anderes Ding. Man darf sich nicht von Allem und Allem zurückziehen, um nicht in den Augen der Menschen lächerlich zu werden. Man muß

dann und wann ein feines Frühstück, ein Abendessen im vertrauten Kreise der Collegen mitmachen. Da werden theure Weine getrunken, kostbare Delicatessen aufgetischt, und das verschlingt eine Masse Geld. Ich möchte mich gern ausschließen, aber es geht nicht. „Rath So und So und So nimmt Theil," heißt es, wenn ich mich weigere, — „da können Sie doch unmöglich zurückstehen!" und kurz und gut, man muß nachgeben und mitmachen, wenn man nicht ganz und gar über die Achsel angesehen werden will."

„Da möcht' ich wahrlich beinahe wünschen, wir wären noch Registrator's, und das Vögelchen, von dem du sagtest, hätte noch nicht gepfiffen," versetzte die Frau Räthin mit einem Seufzer aus schwerem Herzen. „Was soll daraus am Ende noch werden, lieber Mann? Anstatt zu sparen und für unseren Eduard zurückzulegen, müssen wir auf diesem Wege nach und nach in Schulden gerathen, und das ist doch, wie du nicht läugnen kannst, eine sehr traurige Aussicht. Wer einmal in Schulden steckt, kommt so leicht nicht wieder heraus, denn Schulden sind sehr leicht und geschwind gemacht, werden aber gewöhnlich nur mit schweren Opfern und sehr langsam getilgt."

„Nun, nun, Weibchen, so schlimm ist es nicht, du übertreibst," beschwichtigte der Herr Rath. „Bis dahin werde ich es gewiß nicht kommen lassen. Gedulde dich nur noch ein paar Wochen. Es ist nur ganz im Anfange so schlimm; nach und nach werde ich mich immer mehr zurückziehen, und dann fangen wir wieder unser stilles, häusliches und sparsames Leben an, wie vorher. Verlaß dich darauf! Auch an Eduard denken wir dann, und wollen in Betreff seiner Zukunft Alles so regeln

und ordnen, daß du dir keine Sorgen mehr über ihn zu machen brauchst!“

Was konnte die arme Frau Räthin weiter thun? Sie mußte schweigen und geduldig abwarten, daß der Herr Gemahl von selber wieder in seine stille Häuslichkeit zurückkehrte. Leider aber schien es nicht, als ob dieser große Neigung hiezu verspürte. Im Gegentheil, das Frühstücken und Soupiren mehrte sich, und die Haushaltskasse leerte sich, mehr und mehr. Es half nichts, die Frau Räthin mußte sich wieder einmal ein Herz fassen und ihrem Herrn Gemahl mit verständigen Worten in's Gewissen reden. Die Veranlassung dazu lag nahe genug; denn in der Wirthschaftskasse befanden sich eines Tages nur noch wenige Thaler, und der Termin der nächsten Gehaltsauszahlung war noch mehrere Wochen entfernt. Auch die Gelegenheit bot sich; der Herr Rath führte sie selber herbei.

„Gieb mir doch ein paar Thaler, Frauchen,“ sagte er nach dem Mittagsessen grade desselben Tages, wo die Frau Räthin die Kasse nachgezählt, und sie so bedenklich mager gefunden hatte. „Es kommen heute Abend ein paar Bekannte bei'm Italiener Taglioni zusammen, und man hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich versprochen habe, an der kleinen Parthie Theil zu nehmen.“

Die Frau Räthin gieng an den Schrank, nahm die kleine Truhe, in welcher sie ihr Geld aufzubewahren pflegte, und schüttete den Inhalt derselben auf das Tischtuch aus.

„Hier sind die paar Thaler, lieber Mann,“ sagte sie ruhig. „Nun wirst du aber so gut sein, mir Anweisung zu geben, wie ich die nächsten Wochen wirth-

schaften soll, bis wir wieder Zuschuß bekommen; denn das da ist unser letztes Geld.

„Der Herr Rath schreckte zusammen und machte ein bestürztes, ellenlanges Gesicht.

„Unmöglich!“ rief er aus.

„Leider nur zu wahr,“ versetzte sie. „Hier ist mein Wirthschaftsbuch, in dem jede einzelne Ausgabe verzeichnet steht. Sieh’ es durch, und du wirst dich überzeugen, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen ist.“

Der Herr Rath schob das Wirthschaftsbuch unwillig auf die Seite, sprang vom Stuhle auf, schritt ein paar Male gesenkten Kopfes im Zimmer hin und her, und stellte sich endlich an das Fenster, durch das er mit düsteren Blicken auf die Straße hinunter schaute.

„Das ist ja eine höchst unangenehme Ueberraschung, die du mir da bereitet hast, Frau,“ grollte er. „Zum Henker auch, warum hast du mir nicht früher gesagt, wie es mit uns steht? Nun sitzen wir in der Patsche drin, und ich weiß mir weder Rath noch Hülfe!“

„Erinnere dich nur, lieber Mann, wie sehr oft ich dich schon darauf aufmerksam gemacht habe, daß deine Ausgaben mit unseren Einnahmen in keinem Verhältnisse stehen,“ entgegnete die Frau Räthin gelassen. „Meine Schuld ist es nicht, wenn du alle meine Bemerkungen in den Wind schlägst.“

„Die Geschichte ist mir aber doch höchst ärgerlich,“ brummte er vor sich hin. „Versprochen hab’ ich nun einmal, zu kommen, und da muß mir nun grade Dieses passiren. Höchst ärgerlich und verdrießlich ist das!“

Unwillig trommelte er mit den Fingern gegen die

Fensterscheiben, daß sie klirrten. Plötzlich aber heiterte sich seine finstere Miene auf, die Runzeln verschwanden von seiner Stirn, und ein Blitz der Freude strahlte aus seinem Auge.

„Da kommt unser alter Freund, der Agent Kluge, grade die Straße herauf!“ rief er aus. „Das ist, wie gerufen! Es kostet mich nur ein Wort an ihn, und wir sind augenblicklich der kleinen Verlegenheit überhoben.“

Er öffnete schnell ein Fenster und winkte.

„Er kommt,“ sagte er dann, indem er das Fenster wieder zuwarf, und sich wieder an seine Frau wendete.

„Und du willst von ihm borgen?“ fragte diese.

„Nun ja,“ antwortete er, ein wenig verlegen. „Nur zwanzig Thaler auf kurze Zeit. Du weißt ja, in drei Wochen ist mein Gehalt wieder fällig, und dann zahl’ ich mit Dank das kleine Darlehn zurück. Du siehst doch selbst, daß wir uns für den Augenblick nicht anders helfen können.“

Jetzt war es an der Frau Räthin, die Achseln zu zucken, aber sie unterdrückte jede Bemerkung, weil die Schritte des herzu gerufenen Agenten bereits auf dem Vorsaale vernehmbar wurden. Unmittelbar trat Herr Kluge selbst in das Zimmer, und grüßte in vertrauter, freundschaftlicher Weise.

Herr Kluge war ein kleines, bewegliches Männchen mit einem gescheuten Gesicht und lebhaften Augen, aus denen Herzensgüte, mit Klugheit gepaart, deutlich hervorleuchtete. Er galt für einen wohlhabenden Mann, hatte ein offenes, blühendes Geschäft in einer der schönsten Lagen der Stadt, und besorgte nebenbei noch Agenturgeschäfte für verschiedene gemeinnützige Anstalten und

Gesellschaften, weshalb man ihn gewöhnlich nur „Herr Agent“ zu nennen pflegte.

„Gehorsamster Diener, Frau Räthin, schönsten guten Tag, lieber Herr Rath,“ sagte er bei'm Eintreten, indem er dazu die zierlichsten Verbeugungen machte, wie es kein Tanzmeister besser gekonnt hätte. „Sie haben mich gerufen; kann ich Ihnen mit irgend Etwas zu Diensten stehen?“

„Nun ja, lieber Herr Agent,“ versetzte der Rath mit einiger Verlegenheit. „Aber nehmen Sie doch erst Platz und legen Sie ab, — Sie tragen ja da ein großes Packet Schriften unter dem Arme — so — hierher damit, — und nun, — setzen Sie sich.“

Herr Kluge ließ sich die kleinen Dienstleistungen und Zuvorkommenheiten Heimberger's nur widerstrebend gefallen, und nahm endlich auf einem Stuhle in der Nähe der Frau Räthin Platz.

„Jetzt aber geschwind, liebster Herr Rath, — womit kann ich dienen?“ fragte er.

„Nun,“ — versetzte Heimberger, „ich befinde mich in einer, freilich nur augenblicklichen und vorübergehenden Geldverlegenheit, und da möchte ich Sie fragen, ob Sie vielleicht die Güte haben würden, mir darüber hinweg zu helfen?“

„Ei, mit dem allergrößten Vergnügen,“ erwiederte Kluge mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt. „Brauchen Sie hundert, zweihundert, dreihundert Thälerchen? Sie stehen Ihnen jeden Augenblick zu Gebote.“

„Nein, nein, Gott behüte und bewahre!“ rief der Rath, und winkte abwehrend mit beiden Händen. „Nur ein zwanzig bis dreißig Thaler auf ein paar Wochen.

Sie wissen, am Ersten nächsten Monats wird mein Gehalt wieder flüssig, und dann werde ich Ihnen Kapital und Zins mit größtem Danke zurückzahlen.“

„Was sprachen Sie da von Zins, bester Herr Rath!“ erwiederte der Agent eifrig, indem er eine große Brieftasche aus seiner Brusttasche nahm, sie öffnete, und fünf Zehnthaler-Scheine auf den Tisch zählte. „Das wäre ja wohl noch besser, wenn ich für solchen kleinen Freundschaftsdienst mich noch bezahlen lassen wollte. Nichts davon, bester Herr Rath, und das kleine Kapital zahlen Sie mir zurück, wenn's Ihnen paßt — ganz nach Ihrem Gefallen!“

„Sie sind wirklich sehr gütig, alter Freund, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ sagte der Rath, und schüttelte mit Wärme die Hände des kleinen, dienstfertigen Freundes. „Aber verlassen Sie sich darauf, nächstens komme ich zu Ihnen, um Ihnen das Geld und meinen wiederholten Dank zu bringen.“

„Stille, stille davon, liebster Herr Rath!“ sagte der Agent abwehrend. „Ich bin sehr glücklich darüber, daß ich Ihnen in einer solchen Kleinigkeit habe gefällig sein können. Und nun will ich mich Ihnen und der Frau Räthin empfehlen, ich habe noch einige Geschäftsgänge zu machen.“

„Warum aber so eilig? Und was haben Sie nur in dem großen Packete da?“ fragte der Rath.

„Allerlei, Allerlei,“ versetzte Herr Kluge. „Sie wissen ja, ich bin am hiesigen Platze Agent für mehrere Gesellschaften, und da habe ich zu den andern neuerdings auch noch die Agentur für die Lebens-Versicherungs-Gesellschaft Iduna in Halle übernommen. In dem Packete da befinden sich ein paar Dutzend Prospecte

derselben, die ich noch einigen Bekannten und Geschäftsfreunden einhändigen möchte.

Die Frau Räthin horchte hoch auf, und auch der Herr Rath stutzte ein wenig.

„Hören Sie, bester Herr Kluge," sagte Erstere lebhaft, „würden Sie nicht so freundlich sein, mir ein Exemplar der Prospecte dazulassen? Ich interessire mich sehr lebhaft grade für diesen Zweig des Versicherungswesens, den ich für im höchsten Grade segenbringend mir denken muß."

„Ei, mit dem größesten Vergnügen, Frau Räthin," versetzte der Agent, indem er schnell das Packet öffnete, und ihr ein Exemplar der Prospecte überreichte. „Nehmen Sie und behalten Sie es. Es freut mich sehr, daß Sie eine so günstige Meinung für die Lebens-Versicherungs-Gesellschaften haben, und ich möchte nur wünschen, daß diese Meinung in den allerweitesten Kreisen verbreitet würde. Glauben Sie mir, ich spreche nicht so etwa aus Eigennutz! Gott möge mich behüten und bewahren. Bei meinen vielen und mannichfachen Geschäften hätte ich nimmermehr noch eine neue Last auf mich genommen, selbst wenn sie vom größesten Vortheile für mich gewesen wäre. Aber hier steht die Sache anders. Hier handelt es sich darum, ein wahrhaft gutes und segensreiches Unternehmen zu fördern und zu unterstützen, und der Menschheit, namentlich in unseren nächsten Kreisen, gute Dienste zu leisten, und da hätte ich es für eine wahre Sünde gehalten, die Agentur, als sie mir angetragen wurde, zurückzuweisen. Nein, nein, diesem Geschäfte will ich mich mit Freuden und mit allem Eifer noch unterziehen, denn ich habe mich durch mündliche Unterredungen und aus einigen gedruckten

Aktenstücken der Gesellschaft überzeugt, daß die Lebens-Versicherung eine der herrlichsten Wohlthaten ist, die der Menschheit geboten werden kann. Wollte nur Gott, daß es die Menschheit auch recht einsähe. Ja, ja, bester Herr Rath, glauben Sie mir! Sie kennen mich ja schon lange, Sie wissen, daß ich kein gewinnsüchtiger Mann bin, und daß ich mein leidliches Auskommen habe, also neue Geschäfte nicht zu übernehmen brauchte, um vielleicht ein paar Groschen und Thaler mehr zu verdienen. Aber diese Agentur hätte ich nimmer ablehnen und zurückweisen können, und wenn sie mir persönlich auch keinen Pfennig Nutzen in Aussicht gestellt hätte, denn es ist eine so gar vortreffliche Sache, diese Lebens-Versicherungsanstalt. Wo sie benutzt wird, bringt sie Segen in's Haus und in die Familie, — wo man sie verschmähet, verscherzt, verachtet, da ist schon häufig Kummer, Gram, Sorge, ja Verzweiflung die Folge gewesen. Dürfte ich Ihnen nur ein paar Fälle erzählen, die auf lauterste Wahrheit begründet, und wirklich vorgekommen sind, — Sie würden mir beistimmen und Recht geben!"

„Aber so erzählen Sie, erzählen Sie doch, lieber Herr Agent," sagte die Frau Räthin hastig, und hielt mit sanfter Hand den kleinen, beweglichen Mann auf dem Stuhle zurück, den er zu verlassen Miene machte. „Sie glauben gar nicht, wie sehr mich Alles interessirt, was mit der Lebens-Versicherung im Zusammenhange steht, und wie lebhaft ich wünsche, das Wesen und die Bedeutsamkeit derselben immer richtiger, tiefer und gründlicher kennen zu lernen. Also bitte, erzählen Sie, — und du wirst gewiß auch gern zuhören, lieber Mann!"

Rath Heimberger lächelte ein wenig zweideutig,

gab aber doch durch eine artige Verbeugung seine Bereitwilligkeit zu erkennen.

„Nun, ich will mich möglichst kurz zu fassen suchen," sagte Herr Kluge bescheiden, obgleich man ihm die Freude ansehen konnte, daß es ihm vergönnt war, sich ein wenig über sein Lieblingsthema zu verbreiten. „Um nur einen Fall anzuführen, der erst kürzlich bei dem Geschäfts-Betriebe der Gesellschaft „Iduna" vorgekommen ist! Hören Sie zu. Im September 1855 versicherte sich ein Färbermeister, — der Name thut nichts zur Sache, und aus Rücksicht auf die Familie, gestatten Sie mir wohl, ihn zu verschweigen, — bei der „Iduna" mit zwölfhundert Thalern, zahlbar nach dem Tode desselben an seine Hinterbliebenen. Der Mann war noch nicht volle vierunddreißig Jahre alt, und die ärztlichen Zeugnisse sprachen sich über seinen Gesundheitszustand auf das Günstigste aus, indem sie ihn für einen starken, gesunden und kräftigen Mann erklärten, der weder an einer Krankheit leide, noch irgend welche Anlage dazu habe. Die äußerlichen Verhältnisse des Mannes waren ziemlich angenehm. Er ernährte durch die Ausübung seines Geschäftes ganz anständig seine Frau und vier Kinder, und konnte dabei auch noch ohne besondere Anstrengung die jährlichen Beiträge für seine Versicherung einbringen. Sonst aber besaß er kein Privatvermögen, und hatte eben deshalb, damit Weib und Kinder nach seinem Tode nicht in Noth gerathen sollten, die Lebens-Versicherung abgeschlossen.

„Hören Sie weiter. Meister S…, nennen wir ihn meinetwegen Schmidt, hatte eine wohlhabende Tante, die fünf Stunden von seinem Wohnorte entfernt in einer Landstadt lebte, und die er eines Tages nach ihrem

Tode zu beerben mit zweifelloser Gewißheit hoffte und erwartete, auch wohl hoffen und erwarten konnte, da er der nächste Anverwandte der alten Dame war. Siehe, da kommt ihm im November vorvorigen Jahres ein Schreiben vom Gerichte der benachbarten Stadt zu, worin ihm der Tod seiner Tante angezeigt und er zugleich vorgeladen wird, sich am 30sten desselben Monates vor dem besagten Gerichte zu stellen, und der Eröffnung des von der Tante hinterlassenen Testamentes beizuwohnen. Meister Schmidt bezweifelte keinen Augenblick, daß er die ansehnliche Hinterlassenschaft der Tante werde in Empfang nehmen können, und begieng in dieser Voraussetzung eine Thorheit, die erst später offenbar werden sollte. An dem bestimmten Tage machte er sich nach der benachbarten Stadt auf, und legte die fünf Stunden Entfernung dahin zu Fuße zurück. Auch den Heimweg machte er zu Fuße, aber nicht mehr mit frohen und sicheren Hoffnungen, sondern mit dem Gefühle der bittersten Täuschung. Aus der Erbschaft der Tante war nichts geworden. Die alte Dame hatte, wenn ich nicht irre, ihr Vermögen an fromme Stiftungen vermacht, und, kurz und gut, unser Färbermeister war leer ausgegangen. War es nun eine Folge der schweren Täuschung, oder die Folge einer Erkältung, oder sonst eine Ursache, — kurz, nach der Heimkehr beklagte sich der Mann über Frost, gab aber einen zurückgeschlagenen Schnupfen als den Grund seines Uebelbefindens an. Am anderen Tage wechselte Frost mit Fieberhitze ab, und schon am zweiten December hatte das Uebel so überhand genommen, daß er nothgedrungen nach einem Arzte schicken mußte. Dieser kam, und befürchtete sofort den Ausbruch eines Nervenfiebers. Alle Hülfsmittel der

Medizin wurden aufgeboten und in Anwendung gebracht, um die Krankheit zu verhüten oder zu brechen, aber der Zustand des Kranken verschlimmerte sich trotzdem immer mehr. Der Mann phantasirte heftig, und kam zuletzt gar nicht aus seinem Fieber-Wahnsinn heraus. Wirre Reden wechselten ab mit Flehen und Jammern um seine Lebens-Versicherung. Seine Frau konnte gerade diesen Umstand gar nicht begreifen, denn sie meinte ganz richtig, daß eben die Lebens-Versicherung zur Beruhigung des Kranken hätte dienen müssen. Indeß, da sie nicht entfernt die Wahrheit ahnen konnte, so schrieb sie das Jammern und Lamentiren ihres Mannes dem Fieber-Wahnsinn zu, und forschte nicht weiter darüber nach. Endlich erlag der Kranke den Einwirkungen seiner Krankheit und starb am dreizehnten December. Nun sollte auch offenbar werden, weshalb ihn in seinen letzten Lebenstagen die Versicherung so entsetzlich gepeinigt hatte. Denken Sie sich, der unglückliche Mann hatte, weil er ganz bestimmt die Erbschaft der Tante zu erheben gehofft, seine Lebensversicherungs-Police für wenige Thaler verkauft, und in Folge dessen sein Weib und seine Kinder der bittersten Sorge und Noth anheim gegeben. Die Versicherungs-Summe wurde natürlich von der Gesellschaft ausgezahlt, aber leider kam sie nicht denen zu gut, deren Noth sie eigentlich mildern sollte. Der Segen der Lebens-Versicherung war in diesem Falle gradezu verscherzt und verschleudert worden, und die zu späte Reue des fieberkranken Familienvaters konnte das Geschehene, zum Unglück für die Seinigen, nicht mehr ungeschehen machen."

„Das ist ja ein trauriger, sehr trauriger Fall," sagte die Frau Räthin, als der Agent schwieg. Unbegreifliche

Verblendung des armen Mannes! Man sollte es kaum glauben, daß dergleichen vorkommen könnte.“

„Der Mann hat allerdings unbesonnen und thöricht gehandelt,“ sprach der Rath. „Da wäre er noch gescheuter gewesen, wenn er sein Leben gar nicht versichert hätte.“

„Nun,“ erwiederte der Agent bedeutsam, „so Mancher thut dies nicht, und hat es später auf das Bitterste zu beklagen. Es ist wirklich manchmal so, als ob die Menschen mit Blindheit geschlagen wären. Da fällt mir eben noch ein äußerst merkwürdiger Fall ein, der gerade hierher gehört. Ein Kaufmann — wir wollen ihn Becker nennen, in Chemnitz, beantragte zu Anfang Juni 1855 eine Versicherung über fünfzehnhundert Thaler, zahlbar für den Fall, daß er innerhalb der nächsten Jahre mit Tode abgehen sollte. Da das ärztliche Zeugniß des Gerichtsarztes B. sehr günstig lautete, so wurde die betreffende Police unter'm 14ten Juni ausgefertigt, und dem Agenten in Chemnitz zugeschickt. Nach einigen Tagen kam die Police an die Direction zurück mit einem Schreiben des Agenten, worin dieser Meldung machte, daß er mit der Police zum Kaufmann Becker gegangen sei, um ihm dieselbe einzuhändigen und den Betrag dafür in Empfang zu nehmen. Daß er den Herrn aber nicht zu Hause getroffen, sondern gehört habe, daß er in seine gewöhnliche Abendgesellschaft gegangen sei. Der Agent, meldet das Schreiben, begiebt sich ebenfalls dahin, um dem Kaufmann Becker wenigstens Mittheilung zu machen, daß die Police eingegangen sei. Diese Mittheilung giebt zu einem Gespräche zwischen den gerade Anwesenden über Lebensversicherung Veranlassung, und es wird von einer Seite die Ansicht

aufgestellt, daß die Lebensversicherung für einen Kaufmann nicht vortheilhaft sei, weil dieser seine Gelder im Geschäft viel besser nutzen könne.

„Nun hören Sie weiter. Am anderen Morgen kommt Becker zu dem Agenten, und theilt ihm mit, daß er sich die Sache überlegt habe, und zu dem Entschlusse gekommen sei, die Police nicht einzulösen, sondern nur die entstandenen Kosten zu bezahlen. Nachdem dies geschehen, schickt der Agent die Police an die Gesellschaft zurück, und damit war vorläufig die Geschichte abgethan. Aber noch sind wir nicht damit zu Ende. Hören Sie nur.

„Am fünfzehnten Juli befindet sich der Kaufmann Becker ein wenig unpäßlich, und empfindet mit einem Male lebhafte Reue über die Zurückweisung der Lebensversicherungs-Police. Er geht sofort zu dem Agenten, und bittet denselben, seiner Direction zu schreiben, daß er sich entschlossen habe, seine Versicherung wieder aufzunehmen. Die Direction willigte darein, doch natürlich mit der sich von selbst verstehenden Bedingung, daß Becker ein neues ärztliches Zeugniß beibringe, worin attestirt wäre, daß sich in seinem Gesundheitszustande seit der letzten ärztlichen Untersuchung nichts geändert habe. Da dieses Zeugniß ungebührlich lange auf sich warten läßt, so hält die Direction beim Gerichtsarzt B. directe Anfrage. Auch hierauf bleibt die Antwort mehrere Tage aus; endlich kommt sie und lautet: ‚Der Kaufmann Becker ist inzwischen gestorben.‘ So hatte dieser dadurch, daß er sich vom Vorurtheil eines Andern hatte bethören lassen, seiner Familie die nach seinen Verhältnissen bedeutende Versicherungssumme

von fünfzehnhundert Thalern verscherzt. Was sagen Sie dazu?"

„Ich sage, daß der Herr Becker sich zu seinem eigenen und seiner Familie Schaden sehr wankelmüthig und charakterlos gezeigt hat," versetzte die Frau Räthin, nicht ohne eine gewisse Aufregung, deren Spuren sie nur mit Mühe zu unterdrücken vermochte. „Hast du gehört, lieber Mann?"

„Freilich habe ich," erwiederte dieser sehr ernst und fast bestürzt. „Selbst ein blödes Auge muß bei solchen Fällen ein eigenthümliches Walten der Nemesis erkennen. Ich danke Ihnen, bester Kluge, für Ihre Mittheilungen, die ich mir wirklich zu Herzen genommen habe, und an die ich mich zu geeigneter Zeit wieder erinnern werde. Betrachten Sie mich einstweilen nur als Kandidaten für Ihre Lebensversicherungs-Gesellschaft. Sobald das Geldschiff, — ich meine damit meinen Vierteljahrs-Gehalt, — einläuft, reden wir weiter von der Sache."

„Das soll mich freuen, Herr Rath," erwiederte der Agent, — „und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie es nie bereuen werden, die Zukunft Ihrer Familie, soweit es menschlicher Vorsicht möglich ist, sicher gestellt zu haben. Sie wissen, ich spreche nicht aus Eigennutz so!"

„Ich weiß, ich weiß, lieber Kluge," sagte der Rath, und drückte freundschaftlich die Hand des Agenten, während das Auge der Frau Räthin, von Glück und Freude strahlend, ihm dankend zunickte. Sie segnete den Zufall, der den wackeren Mann in ihre Wohnung geführt hatte, denn durch seinen Besuch schien sie endlich die nahe Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches erreicht zu haben. Als Herr Kluge sich entfernt hatte, fiel sie

ihrem Manne um den Hals, und dankte ihm mit Freudenthränen.

„Ja, ja," sagte der Rath, indem er seiner Gattin freundlich die Wange streichelte, — „der gute Kluge hat mir wahrhaftig mit seinen Erzählungen warm gemacht und mir das Gewissen gerührt. Wir wollen gescheuter handeln, als jener Herr Becker, und nicht so, wie Er, den Segen der Zukunft verscherzen. Sobald wir die Mittel dazu haben, werde ich mein Leben versichern!"

Drittes Kapitel.

Bewahrt und verscherzt.

Diesmal meinte es Rath Heimberger ernstlich. Er hatte sehr genau den Prospect der Versicherungs-Gesellschaft studirt, und von den verschiedenen Versicherungs-Arten, welche die Gesellschaft gestattete, diejenige ausgewählt, welche ihm für seine Verhältnisse am passendsten schien. Er faßte den Entschluß, sein Leben zu Gunsten seiner Frau und seines Sohnes mit zweitausend Thaler zu versichern, welche diesen nach seinem Tode ausbezahlt werden sollten. Das erforderte freilich eine jährliche Ausgabe von einigen vierzig Thalern, aber er gab sich, und zwar mit Recht, der Hoffnung hin, daß dieses Sümmchen bei geregelter Sparsamkeit füglich erübrigt werden könnte.

Noch mehr. Er ließ sich nicht daran genügen, sich selber die Wohlthat und den Segen der Lebensversicherung zu sichern, er suchte auch noch Andere dazu zu

bewegen. Bei Mehreren mißglückte es, aber bei Einem gelang es, und zwar gerade bei Einem, der keineswegs erkleckliche Mittel dazu aufzuwenden vermochte. Es war dies der Amtsbote Wagner, bei dem freilich die dringende Ermahnung seines Vorgesetzten schwerer in's Gewicht fallen mußte, als es vielleicht bei einem Anderen geschehen wäre. Außerdem galt aber der Amtsbote mit Recht für einen wackeren, braven Mann von großer Zuverlässigkeit, und von mehr Klugheit und Umsicht, als man in so untergeordneter Stellung zu finden pflegt. Als ihm eines Tages Rath Heimberger die Vortheile der Lebensversicherung auseinander gesetzt hatte, nickte er beifällig mit dem Kopfe, und schien sich die Sache ernstlich zu Herzen zu nehmen.

„Das Ding scheint mir gar nicht ohne, Herr Rath,“ sagte er. „Ich bin zwar, wie Sie, ein gesunder, kräftiger Mann in meinen besten Jahren, und bis auf den heutigen Tag hat mir noch kein Zahn weh gethan, — aber wer kann dafür stehen, daß mich der liebe Gott noch länger so kerngesund und rüstig erhält? Das Botenlaufen über Land ist zwar manchmal, besonders in der schönen Jahreszeit, recht plaisirlich und auch recht stärkend und kräftigend durch die Bewegung in freier Luft, aber wissen Sie, im Winter, wo man nicht selten mit eisiger Kälte zu kämpfen hat, wo Einem dann und wann der rauhe Sturm die Knochen bis in's Mark hinein erstarrt, oder ein wildes Schneegestöber Einem die Augen blendet, daß man Weg und Steg nicht mehr erkennen kann, — da hat es doch auch seine Schattenseiten, das Botengehen. Ich fürchte mich just nicht vor dem Tode, denn ich habe Zeit meines Lebens nach bestem Wissen und Gewissen meine Schuldigkeit gethan, und

ich denke, ich brauche nicht zu zittern, wenn einmal der liebe Gott da droben mich durch einen Machtbefehl vor seinen obersten Gerichtshof beruft, — aber doch will mir manchmal ein wenig schwül im Hirnkasten werden, wenn mir so einfällt, was denn nach meinem Tode einmal aus meiner Frau und meinem Jungen, dem Wilhelm, werden soll, der mit Ihrem Eduard in einem Alter steht und mit ihm dieselbe Schule besucht? Zwar für meine Elsbeth, meine Frau nämlich, ist die Sorge nicht allzu groß. Die hat einmal eine kleine Pension zu erwarten, und schlägt sich schon durch. Aber der Wilhelm! Da liegt der Hase im Pfeffer, und ich meine, es müßte eine schöne Sache sein, wenn ich mir sagen könnte, daß der Junge nach meinem Tode so ein vier- bis fünfhundert Thälerchen ausbezahlt kriegte. Ja, weiß Gott, eine schöne Sache, die schon ein Opfer werth ist. Ich danke Ihnen darum, Herr Rath, für Ihre wohlgemeinte Empfehlung, und heute noch will ich mit meiner Alten über die Sache reden. Wenn sie so denkt, wie ich, — und ich glaube es im Voraus, denn sie ist eine kreuzbrave, verständige Frau, — so wird der Herr Agent Kluge mit mir zu thun bekommen. Ja, ja, das soll er, und nochmals schönen Dank, Herr Rath, daß Sie mich auf diese herrliche, wohlthätige Anstalt aufmerksam gemacht haben!“

Der Herr Rath freute sich des wackeren Mannes, und die schlichte Rede desselben befestigte ihn noch mehr in seinem Entschlusse, sich der Lebensversicherungsgesellschaft anzuschließen.

So kam der erste Juli heran, der Gehalt der Beamten wurde, wie immer, pünktlich an diesem Tage ausgezahlt, und Rath Heimberger legte ein Sümmchen da-

von auf die Seite, um es später zur Einlösung der Police bereit zu haben; ein anderes Sümmchen steckte er in die Tasche, um das dem Agenten Kluge entnommene Darlehn zurückzuerstatten, und den Rest übergab er seiner Frau als Wirthschaftskasse für den laufenden Monat.

„Du wirst dich ein bischen knapp einrichten müssen, Aennchen,“ sagte er, „aber du weißt, man bekommt die Police nicht umsonst.“

„Ah, sei nicht bange, lieber Mann,“ versetzte Frau Anna, ganz glücklich über die nahe bevorstehende Erfüllung ihres Wunsches, „ich werde schon auskommen, ohne Schulden zu machen, und ohne daß du eine wesentliche Entbehrung verspüren sollst. Von den fünf Kassenscheinen des guten Herrn Kluge habe ich noch kaum ein Drittheil ausgegeben, und der Rest davon hilft daher schon wacker mit wirthschaften. Also nur nicht ängstlich, es wird sich schon Alles machen.“

Der Herr Rath lobte seine sparsame, kluge Hausfrau, und begab sich dann stehenden Fußes zu dem Agenten, dem er vor Allem mit herzlichstem Danke seine Schuld zurückzahlte.

„Und nun, mein bester Herr Kluge, wollen wir von der Lebensversicherung reden,“ sagte er. „Ich möchte den Meinigen zweitausend Thaler nach meinem Tode sichern, und frage Sie nun, was ich dabei zu thun habe?“

„Sehen Sie, lieber Herr Rath, das freut mich mehr, als wenn mir Jemand einen blanken Thaler geschenkt hätte,“ erwiederte der Agent herzlich, und rieb sich ganz vergnügt die Hände. „Es freut mich Ihretwegen, und noch mehr Ihrer lieben vortrefflichen Frau wegen, der

Sie damit gewiß eine bange Sorge vom Herzen nehmen. Und was Sie dabei zu thun haben? Nun, das ist nicht viel. Ich werde Ihnen morgen früh unseren Arzt schicken, der Ihren körperlichen Gesundheitszustand untersuchen wird, und Sie werden ihm dann nur die Fragen beantworten, die er Ihnen statutenmäßig vorlegen muß. Alles Andere ist dann meine Sache, und ich werde schon Sorge tragen, daß nichts verabsäumt wird. Noch einmal, es freut mich von ganzer Seele, daß Sie diesen Entschluß gefaßt haben!“

„Bedanken Sie sich da bei sich selbst!“ versetzte der Rath lächelnd. „Damals, bei Ihrem Besuche in unserer Wohnung, haben Sie mir mit Ihren Beispielen von dem verscherzten Segen der Lebensversicherung so warm gemacht, daß ich um jeden Preis die innere Stimme meines Gewissens befriedigen mußte. Ist nicht auch mein Amtsbote Wagner bei Ihnen gewesen?“

„Ei freilich,“ nickte Herr Kluge. „Er hat mir erzählt, daß Sie ihm zur Versicherung gerathen haben, und gab die dankbarste Gesinnung dafür kund. Schon vor acht Tagen habe ich ihm die Police eingehändigt, die, wenn er stirbt, seiner hinterlassenen Familie die Summe von fünfhundert Thalern sichert. Der Mann war ganz fröhlich über das Document, und, als ich ihn fragte, ob es ihn auch nicht gereue, so viel Geld dafür bezahlt zu haben, — was meinen Sie, was mir der schlichte Mann für eine Antwort gab? ‚Nein, Herr Agent,‘ sagte er, ‚das Geld reuet mich ganz und gar nicht. Das schöne Bewußtsein, daß nun mein Haus bestellt und meine Familie versorgt ist, der Tod mag heute oder morgen bei mir anklopfen, das Bewußtsein ist mir bei Weitem mehr werth, als die paar Thaler,

die wir durch Sparsamkeit schon wieder ersetzen werden.' Die Frau, wie es scheint, ein braves, verständiges Weib, stimmte ihrem Manne bei, und auch der Sohn, ein Knabe von zehn oder elf Jahren, — hören Sie, Herr Rath, das war wirklich rührend, was der kleine Bengel sagte. ‚Vater!' sagte er, ‚du bist so gut, du giebst so viel Geld weg, blos damit Mutter und ich nicht Noth leiden sollen, und da willst du dir sogar Abends ein Glas Bier von den Zweien abknapsen, die du immer zu trinken pflegtest. Aber das sollst du nicht, Vater! Siehst du, die Mutter hat oft auf mich gezankt, daß ich so viele Kleidungsstücke brauche, die dir so viel Geld kosten, und die Mutter hat Recht gehabt, denn ich habe viel zerrissen aus Leichtsinn und Unbedacht. Aber von jetzt an, Vater, das versprech' ich dir, will ich mich so in Acht nehmen, daß meine Kleider noch zweimal so lange halten sollen, wie früher!' Ich sage Ihnen, Herr Rath, ich hätte den Jungen küssen mögen für diese Worte, und auch seinem Vater und seiner Mutter sah man es wohl an, daß sie sich in innerster Seele darüber freuten."

„Ein wackerer Junge, gewiß!" sagte Rath Heimberger beifällig. „Ich will hoffen, daß mein Eduard ihm nicht nachsteht. Aber nun Adieu, lieber Herr Kluge, — ich muß in mein Bureau gehen. Und morgen früh also . ."

„Schicke ich Ihnen den Arzt," ergänzte Herr Kluge. „Es ist eine bloße Förmlichkeit, denn Ihnen sieht man ja auf hundert Schritt an, daß Sie ein kerngesunder Mann sind. Gehorsamster Diener, Herr Rath."

Am anderen Morgen stellte sich pünktlich der Arzt

ein, untersuchte den Gesundheitszustand des Rathes, und schien davon ganz befriedigt zu sein.

„Ihren Antrag wird die Versicherungsgesellschaft schwerlich zurückweisen,“ sagte er. „Man findet nicht häufig eine so gesunde Constitution, wie die Ihrige.“

Alle Formalitäten, welche der Aufnahme vorhergehen müssen, waren nun beseitigt; der Agent Kluge hatte das ärztliche Zeugniß nebst den anderen nöthigen Papieren an die Direction der „Iduna“ eingeschickt, und die Frau Räthin erwartete mit Ungeduld den Eingang der Police, — als wider alles Vermuthen noch einmal Unkraut zwischen den Weizen fiel, und die gute Saat völlig zu überwuchern drohte.

Ein paar Tage nämlich nach den erzählten Vorgängen besuchte Rath Heimberger die „Harmonie,“ ein Gesellschaftslocal, wo die sogenannten Honoratioren der Stadt sich zu einem Spielchen oder auch nur zu gegenseitiger Unterhaltung in den Abendstunden zu versammeln pflegten. Er traf dort mehrere Bekannte, unter Anderen auch den Banquier Meyerheim, den anerkannt reichsten Mann in der Stadt, welchen Viele auch für den klügsten erklärten, — vermuthlich, weil es seinem regen Spekulationsgeiste, verbunden mit vielem Glücke, gelungen war, binnen wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen zu erwerben. Meyerheim winkte ihn zu sich, noch andere Herren gesellten sich zu ihnen, und ein lebhaftes Gespräch über Dieses und Jenes entspann sich, wobei man, von einem Gegenstande zum anderen springend, zufällig auch auf die Lebensversicherungsgesellschaften zu reden kam. Manche erklärten sich für, Andere wieder gegen sie. Zu den Ersteren gehörte Rath Heimberger, der mit Eifer und Wärme

die segensreiche Wirksamkeit dieser Institute hervorhob und schließlich bemerkte, daß er selber dieser Tage Schritte gethan habe, sein Leben mit ein paar tausend Thalern zu versichern.

„Na, da haben Sie eine rechte Thorheit begangen, Heimberger,“ nahm jetzt der reiche Meyerheim, der bis dahin schweigend zugehört hatte, das Wort. „Eine rechte Thorheit, Freundchen! Aber freilich, es ist weiter nicht zum Verwundern! Die meisten Herren Beamten und Staatsdiener sind eben unpraktische Leute, und wissen den Werth des Geldes nicht zu schätzen. Einem Kaufmann, einem klugen wenigstens, wird es nie einfallen, sein gutes Geld an solche Gesellschaften zu geben, denn warum? weil er es selber vortheilhafter benutzen und ausbeuten kann. Die ganze Geschichte, das liegt ja auf der Hand, ist weiter nichts, als eine Spekulation zum Vortheile Weniger auf Kosten Vieler. Da sind ein Dutzend Personen zusammengetreten, haben ein Kapital zusammengebracht und ihre Lebensversicherungsgesellschaft begründet. Ihr angeblicher Zweck ist, die Menschheit, also auch jeden Einzelnen, glücklich zu machen, ihm eine Wohlthat zu erweisen. Aber ich muß denn doch gestehen, daß meine Vorstellungen von allgemeiner Nächstenliebe nicht so weit gehen, daß ich mir denken könnte, jene Unternehmen in London, Hamburg, Berlin, Halle oder wo es sonst sein mag, hätten keinen weiteren Zweck, als ihre Nebenmenschen zu beglücken. Eine solche Albernheit werde ich mir nimmermehr einreden lassen. Wenn Zwei ein Geschäft mit einander machen, so werden selten Beide dabei verdienen; da aber jene Unternehmer verdienen wollen, — und daß sie das erreichen, werden sie sich wohl ausgerechnet haben, —

so bin ich und ist Jeder, wenn er der Gesellschaft beitritt, derjenige, aus dessen Tasche der Gewinn jener Herren fließt. Schweigen Sie mir also still von Ihrer Lebensversicherung, liebster Heimberger. Ein guter Hausvater verwaltet sein Vermögen selber, und bedankt sich für die Mithülfe jener spekulirenden Herren. Wenn Sie Ersparnisse machen wollen, gut, so legen Sie dieselben in meinem Geschäft an. Jährlich fünfzig Thaler machen in zehn Jahren fünfhundert, und wenn Sie Zins auf Zins stehen lassen, nahezu das Doppelte. Diese Summe gehört Ihnen, und Sie können jeden Augenblick darüber verfügen, während die Gelder, die Sie in die Versicherungskasse zahlen, in einen unergründlichen Schlund geworfen und Ihnen für immer verloren sind. Also begehen Sie keine Thorheiten, Freund Heimberger!"

Der Rath und alle übrigen Anwesenden stutzten. Meyerheim galt für einen gewiegten Finanzmann, und er hatte seine Meinung mit einer so überzeugenden Sicherheit vorgetragen, daß Niemand Einspruch dawider zu erheben wagte. Auch Heimberger sogar fühlte sich wieder ganz umgewandelt; der Vorschlag, seine Ersparnisse bei Meyerheim anzulegen, leuchtete ihm ein, und erschien ihm äußerst vortheilhaft. Er behielt so sein Geld, und sorgte doch auch für die Zukunft von Frau und Kind. Daß er im ersten, zweiten oder dritten Jahre sterben könnte, und daß dann seine geringen Ersparnisse ziemlich nutzlos sein würden, daran dachte er nicht. Wer möchte auch immer gleich an's Sterben denken!"

„Ich glaube, Sie haben Recht, Meyerheim!" sagte er nach flüchtiger Ueberlegung. „Wenn die Gesellschaft von meinem Gelde profitiren kann, so kann ich

selber es auch! Abgemacht! Ich bringe Ihnen morgen meine ersten Ersparnisse!“

„Daran werden Sie sehr wohl thun,“ versetzte der Banquier selbstgefällig. „Ist zwar eigentlich nicht meine Sache, dergleichen Kapitalanlagen in meinem Geschäft zu gestatten, denn ich bin reich genug, um solche Bagatellen entbehren zu können, indeß, aus alter Freundschaft mag's einmal darum sein. Bringen Sie also Ihr Geld in Gottes Namen.“

Am anderen Morgen war die Frau Räthin nicht wenig betroffen, als ihr der Herr Gemahl seine Sinnes-Aenderung andeutete, und sie bot ihre ganze Ueberredungsgabe auf, um ihn zu seinem früheren Entschlusse zurückzuführen. Aber Heimberger blieb unerschütterlich. Er hatte sich durch Meyerheim nun einmal auf die fixe Idee bringen lassen, daß die Lebensversicherungsgesellschaften nichts Anderes seien, als Spekulationen, um sich auf Kosten Anderer zu bereichern, und an dieser nicht nur einseitigen, sondern auch unrichtigen Auffassung hieng er mit zäher Hartnäckigkeit fest, und widerstand allen Bitten und selbst den Thränen seiner klügeren Frau. Er wiederholte ihr fast Wort für Wort, was Meyerheim am vergangenen Abend gesagt hatte, und blieb dabei, dies sei die richtigste Ansicht von der Sache, und er habe sie auch zu der seinigen gemacht. Als die Frau immer noch widerstrebte und widersprach, als sie immer von Neuem mit Bitten und Vorstellungen in ihn drang, und ihn beschwor, doch nicht seine bessere Meinung gegen eine falsche zu vertauschen, wurde er endlich unwillig, griff nach Hut und Stock, steckte das Geld ein, mit dem er die täglich erwartete Police hatte bezahlen wollen, und eilte davon.

„Es ist nun genug lamentirt und geschwatzt," rief er noch in der Thür seiner Frau zurück; „jetzt hab' ich das Ding satt, und werde handeln. Adieu, liebes Kind! Ich gehe zu Meyerheim, und wenn etwa Kluge kommen sollte, so sagst du ihm, ich habe mich eines Anderen besonnen. Adieu!"

Er schlug die Thür hinter sich zu, und ließ seine Frau in Thränen auf dem Sopha sitzen. So fand sie nach einer Stunde noch Herr Kluge, welcher freudestrahlend in das Zimmer trat, und triumphirend eine kleine Papierrolle in der Luft schwenkte.

„Endlich!" rief er aus, — „endlich ist sie gekommen, die Police nämlich!"

In diesem Augenblicke bemerkte er aber das verweinte Aussehen der Räthin, und seine triumphirende Fröhlichkeit verwandelte sich in Bestürzung.

„Um Himmels willen, verehrte Frau Räthin, was ist geschehen, was ist vorgefallen?" fragte er. „Doch kein Unglück, will ich hoffen?"

„Für mich doch ein Unglück," versetzte die Frau Räthin, indem sie ihre Augen trocknete und sich zu fassen suchte. „Sie werden mir beistimmen, Herr Agent, wenn ich Ihnen die traurige Mittheilung mache, daß mein Mann über Nacht, oder vielmehr gestern Abend seine Meinung über die Lebensversicherung geändert hat und nichts mehr davon wissen will."

„Aber wie ist denn das möglich?" versetzte der Agent, auf das Aeußerste betroffen. „Er war doch erst vor ein paar Tagen noch auf dem besten Wege, und nun so plötzlich sollte er abgesprungen sein! Wie ist dieses Außerordentliche zugegangen?"

Die Frau Räthin erzählte ihm, wie Alles gekom=

men war, und wiederholte die Aeußerungen Meyerheim's, wie sie dieselben von ihrem Manne gehört hatte. Der sonst immer freundliche Agent zog eine grimmige Miene, und stampfte vor Aerger mit dem Stiefelabsatz auf den Fußboden.

„Da haben wir's!“ rief er aus. „Das sind die beschränkten Ansichten dieser Leute, die auf ihre Klugheit und auf ihre Geldsäcke pochen, und hoffärtig auf Anstalten herabsehen und darüber aburtheilen, deren Segen sie nicht einmal entfernt zu ahnen vermögen. Eigennutz, Gewinnsucht sollte bei den Lebensversicherungsgesellschaften das vorherrschende Princip sein? Lüge! Lüge! Der Gedanke, welcher sie alle in's Leben gerufen, ist ein großer und hehrer, und himmelweit entfernt von dem niedrigen Motive, welches der Herr Banquier in seiner Gedankenlosigkeit ihm unterschieben will, — es ist der Gedanke: daß Vereinigung stark macht. Wie Schade, wie jammerschade, daß ich zufällig gestern nicht in der „Harmonie“ war, ich hätte dem Herrn Meyerheim ein Licht aufstecken wollen! ‚Ich frage Sie,‘ hätte ich zu ihm gesagt, ‚wer wird wohl Ihren Kindern bei Ihrem Tode hundert Thaler dafür garantiren, daß Sie ihm täglich zwei Pfennige versprechen? Ihr bester Freund wird's nicht thun und nicht können! Die Lebensversicherungsgesellschaften aber thun es und können es, eben, weil Vereinigung stark macht. Wenn Sie sich heute mit tausend Thalern versichern, und acht Tage darauf macht ein Schlagfluß Ihrem Leben ein Ende, was könnte denn da wohl die Gesellschaft bei Ihrer Versicherung verdienen? Und ferner,‘ — hätte ich zu ihm gesagt, — ‚warum machen Sie sich Ihre Stiefeln und Kleider nicht selbst, da ja nach Ihrer Theorie

Schneider und Schuhmacher auch nur auf Ihren Geldbeutel spekuliren? Warum machen Sie nicht Eisenbahnen auf eigene Hand? Weil Sie's nicht können! Eben so wenig können Sie sich aber allein eine Lebensversicherung machen!' So hätte ich zu ihm gesprochen und noch hinzu gefügt: ,Wie es in der Sterbestunde keinen Gottesläugner giebt, so auch keinen Lebensversicherungsfeind. Könnte ich Ihnen da in das brechende Auge blicken, so würde ich sicher darin die Reue lesen, daß sie bei gesunden Tagen in leichtsinniger Vermessenheit die Wohlthat der Lebensversicherung verkannt und ihre Segnungen sich muthwillig verscherzt haben.' So hätte ich geredet, und ich bin überzeugt, daß Herr Meyerheim nichts Vernünftiges gegen meine Ansicht hätte vorbringen können!"

„Ach, diese Ansicht theile ich vollkommen," sagte die Frau Räthin seufzend. „Könnte ich nur auch meinen Mann dahin bringen, sie zur seinigen zu machen. Könnte ich ihn an die Lagerstätten zweier Sterbenden führen, von denen der Eine durch Versicherung seines Lebens reichlich für Weib und Kind gesorgt, während der Andere in sträflicher Sorglosigkeit dies unterlassen hat! Könnte ich ihm den Seelenfrieden des Einen, die Angst und Verzweiflung des Anderen zeigen, er würde sicher auf den rechten Weg zurückkehren. Aber so, — alle meine Bitten und Thränen haben nichts gefruchtet! Mein armer Eduard! Wenn nur du nicht eines Tages durch den Irrthum deines Vaters hart bestraft wirst! Es ist ja nur Seinetwegen, daß ich die Versicherung wünsche."

Wiederum drängten sich Thränen aus ihren Augen, und rannen schwer und langsam über ihre Wangen.

Der Agent Kluge betrachtete die schmerzerfüllte Frau mit herzlichem Mitleid und aufrichtiger Theilnahme.

„Wissen Sie was, Frau Räthin," sagte er nach einer kurzen Pause stillen Nachdenkens, — „wir wollen noch Etwas versuchen. Auf meine eigene Verantwortlichkeit schicke ich die Police nicht sogleich zurück, sondern behalte sie noch drei Tage unter Verschluß. Vielleicht gelingt es Ihnen, während dieser Zeit die Vorurtheile Ihres lieben Mannes zu besiegen, und die Nebel, die seinen Verstand umhüllen, zu zertheilen. Wo nicht, so haben wir Beide wenigstens unsere Schuldigkeit gethan, und können in unserem Gewissen ganz ruhig sein."

Mit lebhaftem Danke nahm die Frau Räthin das Anerbieten des wackeren, braven Mannes an, obgleich sie sich freilich keinen großen Erfolg von ihren erneuerten Bemühungen versprach. Bald darauf empfahl sich Herr Kluge und nahm natürlich die Police der Lebensversicherungsgesellschaft wieder mit. Als er fort war, versank die Frau Räthin in ein langes und tiefes Brüten und Sinnen. Etwas sehr Wichtiges mußte es sein, was ihren Geist so anhaltend und zwingend beschäftigte. Als sie aber nach geraumer Zeit ihr tief in die Hand herab geneigtes Gesicht wieder erhob, leuchtete ihre Stirn in ruhigem Glanze, ihre Augen strahlten, ihre Lippen lächelten, und jede Spur von Kummer und Sorge war aus ihren Zügen verschwunden.

„So wird, so soll, so muß es gehen," murmelte sie vor sich hin, und begab sich dann mit gewohntem Fleiße an die Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte und Angelegenheiten.

Viertes Kapitel.

Eine Heimsuchung Gottes.

Die Tage kamen und giengen, und es war wieder einmal Winter geworden, — ein strenger Winter mit hartem Froste, mit wilden Stürmen, und zeitweiligen heftigen Schneegestöbern. Die Frau Räthin hatte, dem Rathe des Agenten Kluge folgend, nicht unterlassen, noch einmal ihren Mann inständig und herzlich zu bitten, sich nicht von den falschen Ansichten des Banquier Meyerheim blenden und bethören zu lassen, aber, — wie vorauszusehen war, — ohne Erfolg. Rath Heimberger war unerschütterlich geblieben, und wollte durchaus gar nichts mehr von der Lebensversicherung hören.

Wider alles Erwarten ertrug die Frau Räthin das gänzliche Fehlschlagen ihrer Hoffnungen mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geduld und Ruhe; sie zeigte keinerlei Empfindlichkeit, deutete nach dem letzten vergeblichen Anlaufe, den sie auf das Herz ihres Mannes unternommen, nie wieder auf das Ziel ihrer Wünsche hin, und schien ganz und gar nicht mehr an die Lebensversicherung nur zu denken.

Anders Herr Heimberger. Während des Herbstes, der dem mit ungewöhnlicher Strenge eingetretenen Winter vorhergegangen, mußte er sich wohl eine tüchtige Erkältung zugezogen haben. Ein quälender Husten, der ihm selbst bei Nacht keine Ruhe ließ, peinigte ihn nun schon viele Wochen hindurch, und alle angewandten Mittel, Hausmittel wie ärztliche, wollten nicht anschla=

gen, ihn nicht von seinem Uebel befreien. Er fühlte sich sehr angegriffen, und zu dem körperlichen Unbehagen gesellte sich allmählig auch eine geistige Gedrücktheit und Niedergeschlagenheit, wie sie der sonst immer gesunde, lebensfrohe und lebensfrische Mann nie vorher empfunden hatte. Er fing an, daran zu verzweifeln, daß er jemals diesen qualvollen Katarrh wieder loswerden würde, und sogar Todes-Ahnungen schienen sich Seiner bemächtigt zu haben.

„Ich weiß nicht," sagte er eines Tages mit heiserer Stimme zu seiner Frau, — „ich weiß nicht, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn ich die Police der Lebensversicherungsgesellschaft behalten hätte. Der gute Kluge hat doch recht: der Mensch ist seiner Gesundheit nicht sicher, und wenn mich Gott abrufen sollte, so wär' es doch schön, wenn ich mit dem Bewußtsein sterben könnte, daß Ihr nach meinem Tode keine Noth zu leiden hättet. Die fünfzig Thaler, die ich dem Banquier Meyerheim übergeben habe, würden nicht weit reichen!"

Die Frau Räthin zuckte die Achseln, sagte aber kein Wort. Was hätte sie auch sagen sollen? Vorwürfe wären zu spät gekommen, und ändern ließ sich vor der Hand in der Sache auch nichts. Sie schwieg also, und auch ihr Mann brach hastig von dem Thema ab und fieng von etwas Anderem zu sprechen an, als ob es ihn schon gereue, seiner Frau einen Blick in seine Seele vergönnt zu haben.

Mit dem Beginn des Winters besserte sich der Zustand des Rathes ein wenig, und mit dieser, wenn auch nicht gründlichen Besserung, schienen allmählich die schwarzen Nebel wieder zu verschwinden, die sich schwer auf sein Gemüth gelagert hatten. Er erwähnte nie wieder

die Lebensversicherung, und seine Frau vermied es ebenfalls sorgfältig, ihn daran zu erinnern, — vermuthlich, um ihn nicht unnöthig aufzuregen.

Eines Tages, zu Ende Januar, — es war ein bitter kalter Tag, obgleich der Himmel von dunkeln Wolken bedeckt war, die jeden Augenblick Massen von Schnee entladen zu wollen schienen, — trat der Amtsbote Wagner in das Wohnzimmer des Rath Heimberger, wohin er durch einen expressen Boten beschieden worden war.

„Es thut mir leid, Wagner,“ empfing ihn sein Vorgesetzter freundlich, — „aber Ihr müßt, obgleich es bald Abend werden will, noch einen Gang nach Waldheim machen. Es handelt sich um Aushändigung von wichtigen Dokumenten, welche der dortige Richter um jeden Preis vor morgen früh in Händen haben muß.“

„Ich bin bereit, Herr Rath,“ versetzte der Amtsbote. „Es ist meine Pflicht, und am Ende, die zwei Stunden Wegs nach Waldheim sind ja keine so große Entfernung. Ich hoffe schon, um zehn Uhr Abends zurück zu sein.“

„Desto besser,“ erwiederte der Rath, indem er dem Boten ein versiegeltes Packet hinreichte. „Hier sind die Dokumente. Nehmt sie ja wohl in Acht, Wagner! Es sind Werth-Papiere über bedeutende Summen darin, und ich mochte eben deshalb das Packet keinem anderen, als nur einem ganz zuverlässigen Manne anvertrauen. Ihr laßt Euch vom Richter in Waldheim eine Empfangsbescheinigung ausstellen, und wenn Ihr morgen nach dem Bureau kommt, erwartet Euch eine hübsche Extrabelohnung. Verlaßt Euch auf mich, Wagner!“

„Ich weiß schon, daß es der Herr Rath gut meinen,“ versetzte der Amtsbote treuherzig. „Uebrigens kön-

nen Sie ganz ruhig schlafen, ich stehe mit meinem Leben dafür, daß das Packet richtig und pünktlich bestellt wird. Haben der Herr Rath sonst noch Befehle für mich?"

„Nichts, Wagner," lautete die freundliche Antwort. „Nur möchte ich Euch darauf aufmerksam machen, daß die Kälte grimmig ist, und daß der Himmel noch obendrein mit Schneegestöber droht. Seht Euch deshalb vor, und gebt Acht, daß Ihr in der Dunkelheit nicht vom Wege abkommt. Es giebt einige schlimme Stellen auf der Straße nach Waldheim, namentlich bei dem Steinbruche."

„Ja, ja, aber ich kenne sie alle, wie jeden Winkel in meiner eigenen Stube," erwiederte der Amtsbote sorglos. „Und was die Kälte anbetrifft, ei nun, so muß man wacker zuschreiten, das macht sehr warm. Auf morgen früh also! Wünsche Ihnen gehorsamst eine gute Nacht, Herr Rath!"

„Guten Weg und Gott befohlen," versetzte Rath Heimberger, und der Amtsbote entfernte sich.

Als er aus dem warmen Zimmer auf die Straße trat, und hier die eiskalte Luft einathmete, lief ein Schauer durch seine Glieder, daß er sich unwillkührlich schütteln mußte.

„Er hat Recht, der Herr Rath Heimberger, es ist wahrhaftig grimmig kalt," murmelte er vor sich hin. „Ich werde doch den Mantel umnehmen müssen, obgleich er mir sonst gewöhnlich eine überflüssige Last ist."

Er lenkte die Schritte dem kleinen Häuschen zu, wo er seine Amtswohnung hatte, und erreichte es nach wenigen Minuten. Als er in seine Stube trat, fand er sie schon durch ein Licht erhellt, und seine Frau be-

schäftigt, ein einfaches Abendessen herzurichten. Wilhelm, sein Sohn, saß am Tische mit einem Buche vor sich, aus dem er eine Aufgabe lernte.

„Guten Abend, Kinder!“ sagte er. „Schön, Elsbeth, daß du schon das Abendbrod bereitest, ich will nur schnell ein paar Bissen essen und mich dann auf den Weg machen. Ich muß nämlich noch heute nach Waldheim.“

„Nach Waldheim? Bei der Kälte draußen?“ rief Frau Elsbeth erschrocken aus, und auch Wilhelm machte eine bestürzte Miene. „Nein, das ist doch unrecht, dir in stockdunkler Nacht noch solch' einen Weg zuzumuthen!“

„Unrecht hin, unrecht her, Frauchen,“ versetzte der Amtsbote lächelnd, — „die Herren haben zu befehlen, und ich muß meine Schuldigkeit thun, sei's bei Tage oder bei Nacht. Ich muß mich sogar geschmeichelt fühlen, daß Rath Heimberger grade mich zu der Besorgung ausersehen hat, denn es handelt sich um eine Sache von außergewöhnlicher Wichtigkeit, weshalb es auch morgen früh eine außergewöhnliche Belohnung giebt. Aengstige dich auch nicht, Weibchen! Um zehn oder elf bin ich jedenfalls wieder zurück, und die paar Stunden bis dahin werden schnell genug vergehen!“

„Weißt du was, Vater, — laß mich mit dir gehen!“ sagte, plötzlich aufspringend, jetzt Wilhelm.

„Ei, du bist nicht recht gescheut, Junge!“ versetzte der Vater lachend. „Was fällt dir ein? Solch' ein Weg bei dunkler Nacht, und bei einer Kälte von achtzehn Graden! Setze dich hinter den warmen Ofen, das wird das Beste sein, was du thun kannst!“

„Ich weiß nicht, mir ist so angst, Vater, daß du zu so später Stunde noch über Land gehen sollst,“ sagte

der Knabe, der seinen Vater zärtlich liebte. „Ich möchte am liebsten selber und allein gehen, damit du dich zu Hause pflegen könntest.“

„Das läßt sich nicht thun, Wilhelm, mein guter Junge,“ erwiederte der Vater. „Aber habe nur keine Bange! Ich habe den Weg wohl schon hundert Mal bei Tag und bei Nacht zurückgelegt, ohne daß mir der geringste Unfall passirt wäre; — was soll mir da nun gerade heute geschehen? Außerdem, der liebe Gott ist überall, auch in finsterer Nacht auf der Landstraße, und ich befinde mich auf dem Wege der Pflicht. Also laßt's nur gut sein, und mich ganz ruhig gehen. Geschwind, Mutter, ein paar Löffel Suppe, und dann vorwärts!“

Er verzehrte eilig einen Teller voll Suppe, steckte zur Vorsorge ein Butterbrod in die Tasche, verwahrte die ihm anvertrauten Papiere sorgfältigst auf der Brust, setzte die Dienstmütze auf, griff nach dem Wanderstocke, und schickte sich an, von Weib und Kind Abschied zu nehmen.

„Aber willst du nicht wenigstens den Mantel noch umhängen,“ sagte Frau Elsbeth, ihn zurückhaltend.

„Nein, Weibchen,“ versetzte er. „Ich hatte es erst im Willen, aber ich habe mich anders besonnen. Die Suppe hat mich durchgewärmt, und wenn ich wacker zuschreite, so wird mir die Kälte nicht viel anhaben können. Adieu, Elsbeth! Adieu, Wilhelm!“

Nach diesen Worten küßte er Frau und Kind, die sich zärtlich an ihn schmiegten, riß sich dann los, und eilte in die Nacht hinaus.

Es war nun vollständig dunkel geworden, und kein Stern leuchtete durch die dichte Finsterniß, die kaum den Weg erkennen ließ. Der Amtsbote war indeß seiner

Sache so sicher und gewiß, daß er sich wenig um die Dunkelheit kümmerte, sondern zuversichtlich und schnell vorwärts eilte. Nach einigen Minuten ließ er die Stadt hinter sich, und schlug den schmalen Fahrweg ein, der nach Waldheim hinüber führte. Hier ging es noch besser, als in den engen Straßen zwischen den hohen Häusern. Der weiße Schnee, der den Erdboden bedeckte, verbreitete einen matten, bleichen Lichtschimmer, und die Augen Wagner's hatten sich nun auch schon an die Dunkelheit so gewöhnt, daß er den Weg deutlicher zu erkennen vermochte. Die heftige Kälte hatte nicht nachgelassen, aber auch sie achtete Wagner nur wenig, denn seine rasche Bewegung machte ihn sehr bald unempfindlich dagegen, und erhielt seine Glieder geschmeidig und warm.

Es hatte grade sechs Uhr geschlagen, als er über den Marktplatz seiner Vaterstadt gegangen war, und die Thurmuhr von Waldheim schlug halb acht, als er am Thore anlangte. Also hatte er den zwei starke Stunden weiten Weg in anderthalb Stunden zurückgelegt.

„Das geht an!« sagte er vor sich hin. „Wenn mich der Herr Richter schnell abfertigt, kann ich schon vor zehn Uhr wieder zu Hause sein!“

Er kannte die Wohnung des Richters von früheren Besuchen her, und brauchte sich daher nicht lange mit Fragen aufzuhalten. An der richtigen Stelle angelangt, klingelte er, und ward in das Haus eingelassen. Zu seiner Bestürzung hörte er aber hier, daß der Herr Richter in Amtsgeschäften verreist sei, und erst gegen zehn Uhr zurückerwartet würde.

Diese Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag. Auf

solche Art konnte Mitternacht herankommen, ehe er wieder nach Hause gelangte, und es peinigte ihn, daß er so lange seine Frau zwischen Angst und Sorge schweben lassen mußte. Aber was war zu machen? Er mußte warten, bis der Richter zurückkehrte, denn er hatte die bestimmte Weisung empfangen, nur diesem allein das wichtige Packet einzuhändigen, und einen von seiner Hand geschriebenen Empfangschein zurückzubringen. Es half Alles nichts, er mußte sich in Geduld fassen und warten.

Die Frau des Richters bedauerte den armen Mann und die unglückliche Abwesenheit ihres Gemahles, aber auch sie konnte in der Angelegenheit nichts ändern. Doch war sie freundlich gegen den Amtsboten, wies ihm die warme Küche zum Warten und Ausruhen an, und befahl ihrer Magd, ihm einen Imbiß und ein Gläschen Wein vorzusetzen. Dies geschah. Wagner aß ein paar Bissen kalten Braten, trank ein paar Gläser Wein, und faßte sich nun in Geduld.

Kurz vor zehn Uhr rasselte ein Wagen vor das Haus, und hielt dicht vor der Thür an.

„Na, endlich!“ sagte die Magd. „Das ist unser Herr! Ich kenne es schon, wenn die Räder so rattern.“

In der That, der Richter war es. Kaum in's Haus getreten, ließ er sogleich den Amtsboten rufen, äußerte freundlich sein Beileid, daß er so lange habe warten müssen, nahm das Packet in Empfang, musterte schnell den Inhalt, und schrieb sodann den Empfangschein nieder.

»Hier,“ sagte er, indem er ihn dem Amtsboten ein-

händigte. „Alles ist in Ordnung. Aber wollt Ihr wirklich noch diese Nacht wieder nach Hause gehen?“

„Gewiß, Herr Richter,“ erwiederte der Amtsbote, indem er den Empfangschein zusammenfaltete, und ihn an derselben Stelle verwahrte, wo er das Packet getragen hatte. „Meine Frau würde sich ängstigen, wenn ich nicht käme, und außerdem will auch Herr Rath Heimberger morgen früh bei Zeiten Ihren Empfangschein haben.“

„Nun, wie Ihr wollt, guter Freund,“ versetzte der Richter. „Aber es ist eine böse Nacht, und wenn mich nicht alle Anzeigen trügen, wird sie noch schlimmer werden. Seht selbst das Barometer! Seit heute früh ist es um mehr, als einen ganzen Zoll gefallen.“

„Das Barometer darf mich nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun,“ antwortete der Amtsbote. „Ich muß wirklich und wahrhaftig fort, Herr Richter.“

„Nun, es thut mir leid,“ sagte dieser achselzuckend. „Ihr hättet bei mir Quartier nehmen können; aber wenn Ihr denn doch absolut fort müßt, so geht in Gottes Namen, — und hier, trinkt noch einen Schluck Wein zur Stärkung!“

Wagner nahm das Glas, welches der Richter ihm zuschob, und leerte es auf dessen Gesundheit. Der Wein war süß und stark, wie er ihn noch nie getrunken, und rieselte ihm wie Feuer durch Adern und Gebein.

„Das wird wohl vorhalten,“ sagte er, „denn es wärmt durch und durch.“

„Das soll es auch, Mann,“ versetzte der Richter freundlich. „Und nun Gott befohlen, und Glück auf den Weg!“

Der Amtsbote gieng, und stand wenige Augenblicke

später wieder außerhalb des Hauses unter freiem Himmel.

Es mußte während der Zeit seines Wartens noch kälter geworden sein, denn die eisige Luft versetzte ihm schier den Athem. Ein Schauer überlief ihn, und er empfand eine leichte Anwandlung von Schwindel. „Wahrscheinlich vom Wein!“ dachte er. „Aber nur hurtig vorwärts, damit wir die Kälte vertreiben und bald nach Hause kommen!“

Er schritt rüstig zu, und gelangte schnell wieder in's Freie. Hier wehete ihm ein erstarrender Wind entgegen, der sich bald zu einer sturmartigen Heftigkeit steigerte. Wagner bereuete es fast, daß er der Aufforderung des Richters, die Nacht in seinem Hause zu verweilen, nicht Folge geleistet hatte, ja, er wäre jetzt noch umgekehrt, wenn er sich nicht geschämt hätte, wankelmüthig zu erscheinen. Also faßte er sich ein Herz, und stemmte sich muthig dem Unwetter entgegen, fest entschlossen, ihm bis auf's Aeußerste Trotz zu bieten.

Aber er mußte bald gewahr werden, daß ein solcher Entschluß leichter zu fassen als durchzuführen sei. Ungefähr auf der Hälfte des Weges nach seiner Heimath gesellte sich zu dem nicht nachlassenden Sturme auch noch ein heftiges Schneegestöber. Der Wind blies ihm die Schneeflocken grade in's Gesicht, und machte ihn dadurch völlig blind. Bisher hatte er immer noch wenigstens die Richtung seines Weges zu erkennen vermocht, jetzt aber schienen Himmel und Erde in Eins zusammen zu wirbeln, und der unglückliche Mann fand sich in die Unmöglichkeit versetzt, auch nur einen Schritt weit sehen zu können. Nach wenigen Minuten hatte

er den ohnehin nur schmalen Weg verloren, und mußte nun auf Gerathewohl in der Irre umher taumeln.

Wagner erkannte vollkommen, daß er sich in einer äußerst schwierigen Lage befinde, und überlegte, wie er sich am besten derselben entziehen könnte. Ein Obdach befand sich, wie er nur zu bestimmt wußte, leider nicht in der Nähe. Es boten sich ihm also nur drei Auswege dar. Entweder er kehrte um, oder er drang gegen Sturm und Schnee weiter vor, oder er suchte auf freiem Felde unter freiem Himmel irgend ein Plätzchen, wo er wenigstens einigermaßen gegen die Gewalt des heftigen Unwetters geschützt war.

Das Erste zu thun, wäre vielleicht das Beste gewesen, weil er im Falle der Umkehr von Sturm und Schnee im Rücken getroffen wurde und in Folge dessen leichter vorwärts kommen konnte. Aber es blieb immer noch sehr fraglich, ob er den verlassenen Ort bei den verschneiten Wegen auch wieder erreichen würde, und außerdem hatte er bis zu ihm, seiner Rechnung nach, eine größere Strecke Wegs zurückzulegen, als nach seiner Vaterstadt. Er gab diesen Gedanken wieder auf.

Was nun? Unter freiem Himmel kampiren bei solchem Toben der entfesselten Elemente hieß fast nichts Anderes, als sich freiwillig dem Tode zu überliefern. Also blieb ihm nur das Dritte, — die Heimkehr gegen Sturm und Schnee.

Nach kurzem Ausruhen setzte er also seine Wanderung in der früheren Richtung fort, natürlich auf Gerathewohl, da von Weg oder Steg jede, auch die geringste Spur verschwunden war. Das Geheul und Sausen des Windes betäubte sein Ohr, und die eisige Kälte desselben, im Vereine mit den empfindlich prickeln-

den Schneeflocken, zerschnitt ihm das Gesicht wie mit Messern und raubte ihm völlig die Sehkraft der Augen. Aber es blieb ihm nun einmal keine Wahl mehr, — er mußte vorwärts und jedes Hinderniß überwältigen, wenn er nicht wie Bruto des Todes werden wollte. Also nur vorwärts! Immer vorwärts!

Seine Brust keuchte, sein Athem stockte, seine Füße wankten, und trotz der Kälte bedeckten Schweißtropfen, von Anstrengung und Angst erpreßt, seine Stirn. Der Sturm wüthete fort und fort, er entwickelte in einzelnen Momenten eine solche Heftigkeit, daß des armen, erschöpften Mannes Kräfte nicht mehr ausreichend waren, dagegen anzukämpfen. Er mußte von Zeit zu Zeit stehen bleiben, und sich mit aller Macht gegen die Gewalt des Windes stemmen, um nicht zu Boden geschleudert zu werden. Wenn dann der Orkan wieder ein wenig nachließ, so strebte er auch wieder vorwärts, aber freilich nur mit geringem Erfolge. Er mußte bis über die Knöchel, an manchen Stellen sogar bis über die Knie im Schnee waten, und da ging es natürlich nur langsam. Dennoch hielt er aus, ruhete dann und wann ein paar Minuten, um frischen Athem zu schöpfen, schritt wieder weiter, ruhete von Neuem, und kam auf diese Weise allmählig der schützenden Heimath immer näher. Wenigstens glaubte er es, und dieser gute Glaube hielt ihn immer wieder aufrecht, und flößte ihm frischen Muth ein, wenn seine Seele ermatten und seine Glieder den Dienst versagen wollten.

„Wäre ich nur erst an den Steinbrüchen vorüber!“ murmelte er mehrmals vor sich hin, wenn er sich einige Augenblicke nöthigsten Ausruhens vergönnte.

Und allerdings hatte er alle Ursache, vor diesen

Steinbrüchen auf seiner Hut zu sein. Die Straße führte ziemlich dicht an ihnen vorüber, und sie waren sehr steil und tief. Bei Tage oder auch selbst bei Nacht, wenn man nur einigermaßen den Weg zu erkennen vermochte, drohten sie keine Gefahr. Aber in einer Nacht, wie diese, mit Sturm, Schneegestöber und undurchdringlicher Finsterniß, lag die Besorgniß nahe, über den Rand hinab zu stürzen und in der Tiefe drunten zerschmettert zu werden. Wagner kannte die Gefahr, und nahm alle Vorsicht und Besonnenheit zusammen, um sie zu vermeiden.

Weiter und weiter, den wüthenden Schneewehen und dem sausenden Sturme entgegen, drang er vorwärts. Als er glaubte, daß er sich den Steinbrüchen näherte, verdoppelte er seine Vorsicht, und prüfte immer, bevor er auftrat, den Boden, ob derselbe ihm auch noch sichern Halt gewähre. Da stieß er im Dunkeln an einen Pfahl, der einsam an der Seite des Fahrweges stand, und der ihm sehr wohl bekannt war. Obgleich er bei dem Anprallen an den Pfahl einen ziemlich schmerzhaften Stoß erlitten hatte, schrie er doch, nicht aus Schmerz, sondern vor freudiger Ueberraschung laut auf. Der Pfahl stand hart am Rande des tiefsten Steinbruches. Wagner brauchte nur einige Schritte seitwärts, und denn gerade aus zu gehen, und die Gefahr in die Tiefe zu stürzen, lag hinter ihm.

Erleichterten Herzens schickte er sich an, diese wenigen Schritte zurückzulegen, und ließ den Pfahl, an den er sich beim Zusammentreffen angeklammert, los. Nach drei, vier Schritten fühlte er immer noch festen Boden unter seinen Füßen, beim fünften aber trat er in die

leere Luft, stieß einen gellenden Schrei aus, und verschwand plötzlich in eine unbekannte Tiefe.

Bei der Verwirrung seiner Sinne, einer Folge der fast gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte, hatte er ganz die falsche Richtung eingeschlagen, und war, anstatt der Gefahr auszuweichen, derselben unmittelbar in die Arme gesunken.

Frau Elsbeth, des Amtsboten Gattin, wartete mittlerweile daheim unter Todesängsten und bangen Ahnungen der Heimkehr ihres Mannes. Bis gegen zehn Uhr Abends kämpfte sie mit Erfolg das düstere Vorgefühl irgend eines nahenden, schweren Unglücks nieder, als aber die zehnte Stunde vorüber war, vermochte sie ihre Unruhe nicht mehr zu beherrschen, und ihre Angst machte sich in einem Strom von Thränen Luft. Um diese Zeit erhob sich der gewaltige Sturm, und jagte dem zitternden Herzen der armen Frau noch größere Angst und Besorgniß ein. Doch hegte sie immer noch die schwache Hoffnung, daß ihr Mann jeden Augenblick kommen könne, kommen müsse, und trotz der eisigen Kälte, die in das kleine Zimmer eindrang, öffnete sie fast jede Minute das Fenster, und lauschte in die Nacht hinaus, ob sich noch immer und immer nicht der wohlbekannte Fußtritt ihres braven Gatten vernehmen ließe. Aber die arme Frau lauschte vergebens. Sie hörte nichts als das Heulen des Sturmes, das Rasseln und Klappern lockerer Ziegel auf den Dächern, das unheimliche Kreischen und Knarren der Wetterfahnen, mit denen der Wind sein launenhaftes Spiel trieb. Weit hinaus bog sie sich aus dem Fenster und schaute die Straße hinunter des Weges, den der Mann kommen mußte. Aber sie sah ihn nicht, sie sah nur hie und da dunkle

Schatten an den Häusern entlang, hinauf und hinunter huschen, die Schatten der trüben brennenden Laternen, die der Sturm hastig hin und her schaukelte, und immer von Neuem daran zerrte, als wollte er sie von den Eisenketten losreißen, an denen sie befestigt waren. Jetzt verschwanden aber auch diese Schatten, denn plötzlich wirbelten in dichten Massen Millionen von Schneeflocken in die Straße herunter, hüllte sie im Nu wie in einen undurchdringlichen Nebel ein, und legten sich so dicht um die Glasscheiben der Laterne, daß kaum noch ein Lichtschimmer hindurchdringen konnte.

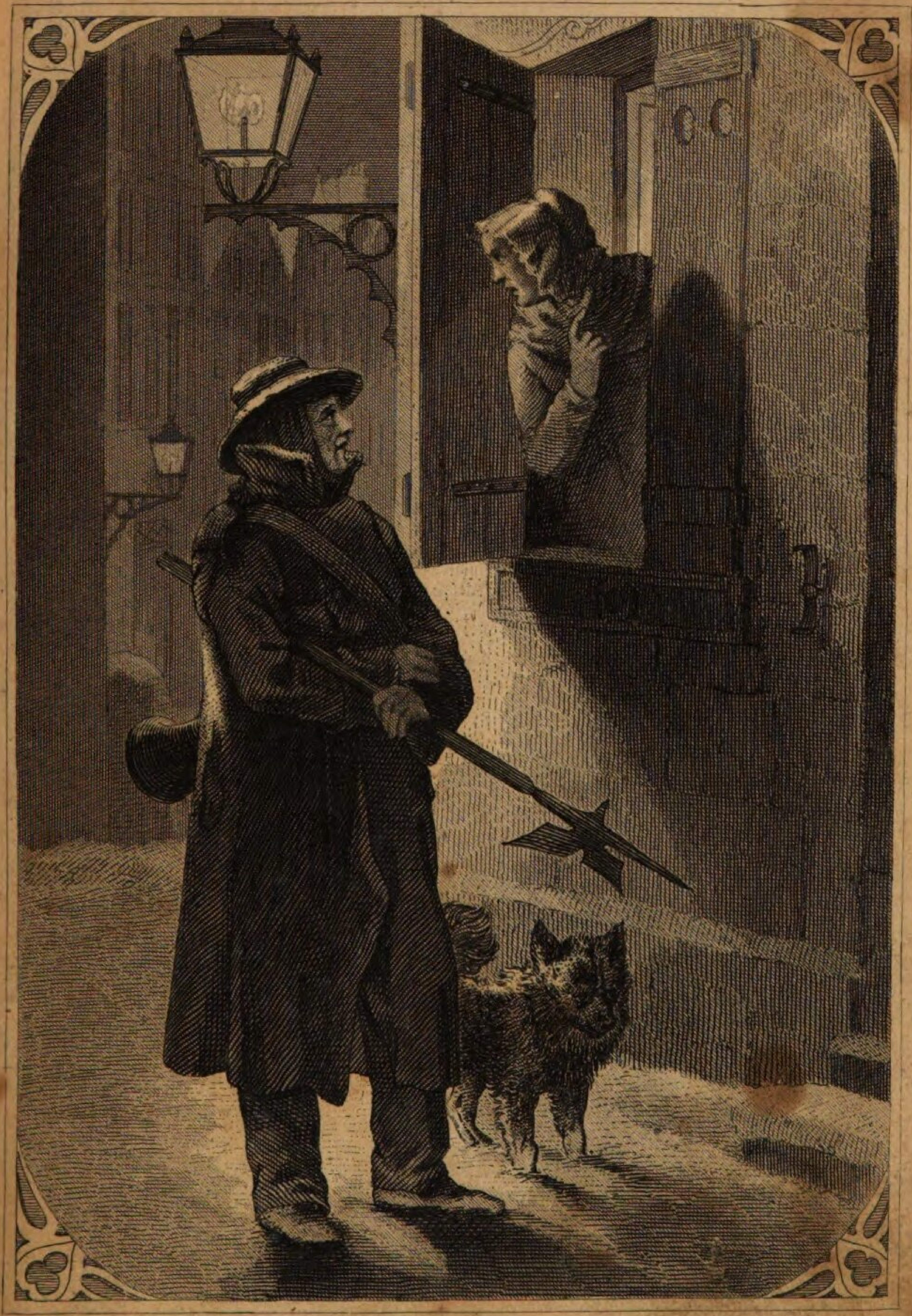
Frau Elsbeth starrte erschrocken in das Wirbeln und Toben des Wintersturmes hinaus.

„Auch das noch!“ seufzte sie aus beklemmter Brust. „Mein armer, armer Mann!“

In der Bitterkeit ihres Schmerzes und bei ihrer Angst vergaß sie ganz, daß sie am geöffneten Fenster stand, daß die Kälte mit eisigem Hauche sie berührte, daß die Schneeflocken ihr Haar und Gesicht bedeckten und sich dort in blitzende Tropfen, gleich Thränen, verwandelten. Wie eine Bildsäule stand sie da, mit bleichem Antlitz, mit gefalteten Händen, mit unverwandt in die finstere, stürmische Nacht hinausstarrenden Augen. So fand sie der Nachtwächter noch, als er in der zwölften Stunde die gewohnte Runde durch die Straßen machte.

„Um Gotteswillen, aber, Frau Wagner, Sie können sich ja den Tod holen, wenn Sie so leicht gekleidet, im bloßen Hausüberrocke, bei solcher Nacht am offenen Fenster stehen!“ rief er ihr zu. Machen Sie doch, daß Sie zu Bett kommen!“

„Ich kann nicht,“ erwiederte sie, bei der Anrede des



Wächters zusammenschaudernd. „Ich muß auf meinen Mann warten.“

„Was Tausend, ist der Gevatter Wagner noch nicht zu Hause?“ sagte der Mann verwundert. „Er sitzt doch nicht gar etwa noch bei einem Gläschen Bier in der Schenke? Sagen Sie mir's, wo er ist, und ich hole ihn!“

„Ach, wenn das anginge!“ seufzte die beängstigte Frau. „Nein, er sitzt nicht im Wirthshause, er kämpft wahrscheinlich eben in diesem Augenblicke draußen auf der offenen Landstraße gegen dieses Unwetter, denn ich erwarte ihn von Waldheim zurück, wohin er auf Befehl des Rathes Heimberger heute Abend gemußt hat.“

„Das wäre schlimm! In solchem Wetter draußen auf der Landstraße! Schrecklich!“ sagte der Wächter mitleidig. „Wenn ist er denn von Hause fortgegangen?“

„In der sechsten Stunde heute Abend.“

„In der sechsten Stunde schon? Ei, Frau Gevatterin, da könnte er ja schon längst wieder hier sein!“

„Aber ich warte doch noch immer auf ihn, unter bittern Sorgen und Schmerzen warte ich!“

„Daran thun Sie eben gerade Unrecht,“ versetzte der Wächter. „Ich kenne ja auch meinen alten Gevatter Wagner. Der hat ganz sicher irgend eine Abhaltung gehabt, denn sonst wäre er um zehn Uhr gewiß zurückgewesen. Wer weiß, auf wen und auf was er hat warten müssen? da er jetzt noch nicht da ist, so kommt er jedenfalls morgen erst. Also, Frau Gevatterin gehen Sie ganz unbesorgt zur Ruhe, und auf alle Fälle machen Sie das Fenster zu, damit Sie sich nicht auf den Tod erkälten! Gute Nacht, und keine Angst weiter, Frau Wagner! Morgen wird der Mann schon eintref-

fen, und zwar frisch und gesund. Bei solchem Hundewetter wird er sich gewiß nicht auf den Weg gemacht haben. Also gute Ruhe!“

Frau Elsbeth fühlte sich durch die theilnehmenden Worte des ehrlichen Nachtwächters einigermaßen getröstet und beruhigt. Seine Ansicht hatte auch in der That viel für sich. Sie selber kannte ja ihren Mann als äußerst ordentlich und gewissenhaft. Da er um zehn Uhr nicht zurückgekommen war, mußte er durch irgend welche Umstände aufgehalten worden sein.

Das konnte sie freilich nicht wissen, daß seine Gewissenhaftigkeit in Besorgung seiner Amtsgeschäfte, und seine Liebe zu Weib und Kind größer gewesen waren, als seine Furcht, sich aller Unbill des furchtbaren nächtlichen Wintersturmes preis zu geben. Sie überredete sich selbst, daß die Meinung des Nachtwächters wohl die richtige sein werde, und suchte damit ihr sorgenschweres Herz zu beschwichtigen. Sie machte das Fenster zu und ging in ihre Schlafkammer. Hier betete sie inbrünstig zu Gott, flehte seinen Schutz für ihren Mann an, und suchte erst dann endlich ihr Lager auf. Aber sie konnte noch lange nicht einschlummern. Unwillkürlich mußte sie auf das Wüthen und Toben des heulenden Sturmes hören, der Himmel und Erde aus den Fugen reißen zu wollen schien, und mit rauher Gewalt immer von Neuem an ihrem Häuschen und ihren kleinen Fenstern rüttelte, — bis endlich, als Mitternacht schon längst vorüber war, dennoch die bleierne Müdigkeit ihre Augen zudrückte, und der Schlummer sie für einige Stunden ihr Sorgen und Bangen um den Vater des Hauses vergessen ließ.

Als der Tag graute, wachte sie wieder auf, und er-

hob sich rasch von ihrer Lagerstätte. Ein Blick durch das Fenster auf die Straße belehrte sie, daß das Schneegestöber aufgehört hatte. Auch der Sturm schien nachgelassen zu haben, denn die Straßenlaternen schwankten nicht mehr so hastig, wie in der vergangenen Nacht, an ihren eisernen Ketten hin und her. Gleichwohl war das Wetter immer noch trübe und der Himmel so von dichten Dünsten überzogen, daß kein einziger Sonnenstrahl sie zu durchdringen vermochte.

Dennoch übte das freundliche Licht des Tages einen beruhigenden Einfluß auf die Frau Elsbeth aus. Sie wies jede Besorgniß, daß ihrem Mann ein Unglück zugestoßen sein könne, beharrlich von sich, und suchte und fand in ihren gewöhnlichen Morgen-Beschäftigungen ein Mittel, sich zu zerstreuen. Während sie das Feuer im Ofen anmachte, und einen Topf mit Wasser beisetzte, um den Morgen-Kaffee für sich und ihren Sohn zu kochen, rechnete sie aus, daß ihr Mann wahrscheinlich um sechs Uhr früh seine Wanderung von Waldheim angetreten habe, und also um acht Uhr etwa ankommen werde. Jetzt war es sieben Uhr, — demnach nur noch eine Stunde, und alle Noth und Sorge mußte dann zu Ende sein.

Sie kochte den Kaffee, und weckte ihren Sohn, der um acht Uhr in die Schule gehen mußte. Bald kam er, völlig angekleidet, in das Wohnzimmer, und machte ein verwundertes Gesicht, als er den Vater nicht sah, der nur äußerst selten beim Frühstücke zu fehlen pflegte.

„Er wird schon kommen, Wilhelm," sagte die Mutter mit erzwungener Ruhe und als ob sie selbst ganz fest von dieser Thatsache überzeugt sei. „Er ist in

Waldheim aufgehalten worden, und kommt nun erst heute um acht oder um neun Uhr wieder.“

Wilhelm zweifelte natürlich nicht daran, daß die Mutter Recht haben werde, und ließ sich sein Frühstück wohl schmecken. Dann ging er in die Schule, und ließ die Mutter allein zu Hause.

Als der Knabe fort war, kehrte die nur mühsam verscheuchte Angst wieder in das Herz von Frau Elsbeth zurück, und sie spähte wieder die Straße hinunter, um zu sehen, ob der schmerzlich Erwartete noch immer und immer nicht käme.

Es schlug neun Uhr, und er war noch nicht da.

Jetzt konnte es die arme, von den schwärzesten Vorstellungen gemarterte Frau nicht länger in ihrer Einsamkeit aushalten. Eine dunkle Hoffnung, daß sie bei dem Rath Heimberger irgend eine Auskunft erhalten werde, trieb sie fort zu diesem. Sie hing ihren Mantel um, und eilte durch die Straßen nach seiner ihr bekannten Wohnung. Sie fand ihn noch zu Hause, ebenfalls mit Ungeduld auf das Eintreffen ihres Mannes wartend, dem er eine so wichtige Sendung anvertraut hatte. Mit Bestürzung vernahm er, daß der Amtsbote noch nicht heimgekehrt war, und, da er den Pflichteifer des Amtsboten kannte, vermuthete er auf der Stelle, daß er durch irgend ein außergewöhnliches Ereigniß aufgehalten sein müsse.

„Man muß ohne Verzug Leute ausschicken, und Nachforschungen anstellen lassen,“ sagte er. „Gott verhüte, daß dem braven Mann ein Unglück widerfahren sein sollte!“

Er rief einem im Vorzimmer harrenden Rathsdiener,

und ertheilte ihm hastig die nöthigen Befehle. Dann wendete er sich wieder zu Frau Elsbeth.

„Verlassen Sie sich auf mich, gute Frau, es wird Alles geschehen, was geschehen kann," sagte er. „Wir können kaum daran zweifeln, daß Ihrem Mann etwas Außerordentliches begegnet ist, doch wollen wir vorläufig noch die Befürchtung nicht aufkommen lassen, daß es durchaus etwas Schlimmes und Betrübendes sein müßte. Gehen Sie einstweilen ruhig wieder nach Hause. Sobald ich Nachricht erhalte, lasse ich dieselbe Ihnen mittheilen, oder komme selbst."

Die stillweinende Frau war im Begriff, der Weisung des Canzleirathes zu folgen, als hastig die Thür aufgerissen wurde, und der abgeschickte Rathsdiener mit äußerst verwirrter und erschreckter Miene wieder hereintrat.

„Sie bringen ihn schon, Herr Rath," sagte er.

„Wen?"

„Nun, den Amtsboten Wagner! Ach, der unglückliche Mann!"

Frau Elsbeth schrie laut auf vor Schrecken; auch der Canzleirath wurde bleich.

„Was ist ihm denn geschehen?" fragte er.

„Er ist in der schrecklichen Sturmnacht in den Steinbruch gestürzt, und da haben ihn heute Morgen ein paar Arbeiter halb zerschmettert gefunden," versetzte der Diener. Noch hat er gelebt und hat seine Wohnung angeben können, und dahin haben ihn denn die Leute auf einer Tragbahre getragen."

Frau Elsbeth schluchzte, als ob ihr das Herz brechen müßte, bei dieser entsetzlichen Nachricht, die ihre bangsten und traurigsten Befürchtungen bestätigte, und

Rath Heimberger suchte vergebens nach Worten, um sie zu trösten.

„Vielleicht ist es noch nicht so schlimm, wie der Mann sagt,“ sprach er endlich. „Noch können wir hoffen, daß der Sturz keine tödtlichen Folgen haben wird. Schnell einen Arzt herbei geschafft, er soll in des Amtsboten Wohnung kommen! Ich selbst werde Sie begleiten, Frau Wagner, und nach Ihrem Mann sehen! Kommen Sie!“

Er griff schnell nach Hut und Stock, reichte der weinenden Frau seinen Arm zur Stütze, und führte sie nach ihrer Wohnung.

Ein trauriger Anblick harrte hier ihrer. Auf dem Sopha lag, mit Blut bedeckt, mit todtbleichem Antlitz und halb erloschenen Augen, der verunglückte Mann, und konnte nur mit Mühe seiner Frau die Hand entgegen strecken. Sie sank laut aufschreiend vor Jammer an der Seite ihres Gatten nieder, und benetzte seine zerschmetterte Gestalt mit heißen Thränen.

„Sei ruhig, liebes Weib,“ flüsterte er mit matter, kaum vernehmbarer Stimme, „Gott hat gewollt, daß es so kommen sollte, und da dürfen wir weder murren noch klagen! Sie auch hier, Herr Canzleirath? Ach, das war eine schlimme Nacht! Aber ich habe ihren Auftrag vollführt. In meiner Brusttasche werden Sie den Empfangsschein des Herrn Richters finden.“

„Still, still jetzt davon,“ erwiederte der Canzleirath tief bewegt und erschüttert. „Hätte ich ahnen können, daß Euer Gang ein so trauriges Ende nehmen würde, ich hätte Euch wahrlich nicht den Auftrag dazu gegeben!“

„Ach, Herr Rath, Sie tragen ja keine Schuld an

dem Unglück," versetzte der Amtsbote schwach „Wer kann Etwas gegen die Macht des Herrn und seine Diener, die entfesselten Elemente. Ich hätte die böse Nacht bei dem Herrn Richter bleiben sollen; er bot es mir an, aber ich konnte es nicht über's Herz bringen, meine arme Frau zu ängstigen, die daheim jedenfalls mit Sehnsucht auf mich wartete.

„Aber wie ist nur das Entsetzliche gekommen? Wie hat es sich zutragen, wie geschehen können?" fragte der Rath.

Der Amtsbote lächelte schmerzlich, und erzählte in abgebrochenen Sätzen, was wir oben schon zu schildern versucht haben.

„Dieser schreckliche Sturz!" rief der Canzleirath schaudernd aus. „Es ist fast ein Wunder, daß Ihr nicht auf der Stelle den Tod gefunden habt."

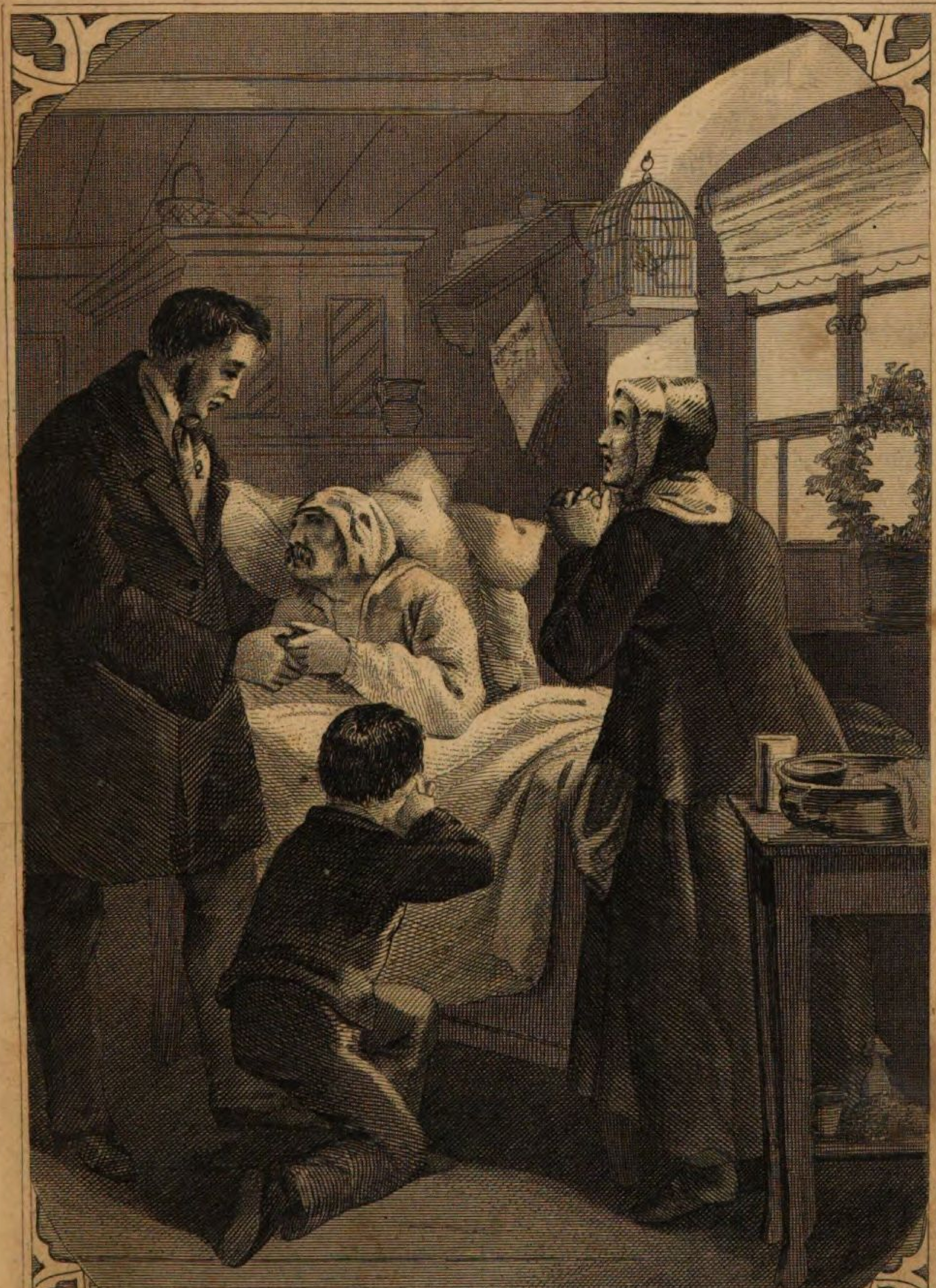
„Das wollte Gottes Gnade nicht," versetzte der Amtsbote, und sein Auge leuchtete heller auf, indem er es mit zärtlichem Ausdrucke auf seine Gattin heftete. „Gott wollte mir die Gnade vergönnen, daß ich mein gutes Weib und meinen Knaben noch einmal sehen und sie Beide segnen könnte."

„Ach, lieber Freund, fürchtet nicht gleich das Schlimmste," sagte der Canzleirath." Wir wollen nicht daran zweifeln, daß die Folgen des Sturzes minder schlimm sein werden, als Ihr zu fürchten scheint. Ich habe bereits nach einem Arzte geschickt; er wird sogleich kommen und Euch Heilung verschaffen."

Der Amtsbote schüttelte leise das bleiche Haupt. „Nein, nein," sagte er sanft. „Wir wollen uns nicht mit trügerischen Hoffnungen täuschen. Es hat mich zu hart getroffen. Erst der furchtbare Kampf gegen Sturm

und Schnee, dann der Sturz in die Tiefe, dann die eisige Kälte während den ewig langen Stunden, die ich hülflos im Steinbruche verbringen mußte, — das ist mehr, als die stärkste menschliche Natur zu ertragen vermag. — Weine nicht, Elsbeth," — wendete er sich wieder zu seiner Frau, die heftig schluchzte, und streichelte liebkosend ihre thränenfeuchte Wange; — weine nicht! Es muß einmal geschieden sein, und ich sterbe, wenn auch nicht mit Freuden, so doch mit Ergebung in Gottes Fügungen. Es wird mir schwer, von dir und von unserem Knaben zu scheiden, aber ich habe doch einen, einen süßen und beseligenden Trost, den: daß ich von Euch gehen kann ohne schwere Sorge für Eure Zukunft. Oh, Herr Canzleirath, hier, auf meinem Sterbe- und Schmerzenslager sage ich Ihnen noch einmal Dank, daß Sie mir damals zu der Versicherung meines Lebens gerathen haben. Sehen Sie, als ich hülflos in dem öden, kalten Steinbruche lag und mit furchtbaren Schmerzen rang, da war der Gedanke, daß einst mein Sohn die Mittel haben werde, etwas Tüchtiges zu lernen und sich auszubilden, wie ein Engel des Trostes an meiner Seite. Gutes Weib, ich lasse dich nicht arm und hülflos zurück, und unser Wilhelm wird dir dereinst eine zuverlässige und feste Stütze sein. Ich weiß das, denn ich kenne ihn!"

„Und ich verspreche es dir, Vater, lieber Herzens-Vater!" sagte der Knabe, welcher vor einem Weilchen leise eingetreten war und die ihn betreffenden Worte seines Vaters gehört hatte, „ich verspreche es dir und gelobe es in deine Hand," wiederholte er, indem er näher trat, und die schlaffe Hand des Sterbenden ergriff, um seine Lippen darauf zu drücken, — „wenn



mir Gott Kraft und Gesundheit erhält, will ich gewiß nichts unterlassen und versäumen, um mich für die Opfer dankbar zu beweisen, die deine liebevolle Fürsorge für mein Wohl gebracht hat. Das gelobe ich dir, Vater!“

„Und ich nehme dein Gelübde an,“ erwiederte der Vater mit einem zärtlichen Blicke auf den wackern Knaben. „Ja, ich kann ruhig sterben und in Demuth sagen: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Tod, wo ist nun dein Stachel? Gott weiß, daß ich allezeit redlich gestrebt habe meine Schuldigkeit zu thun, — warum sollte ich nun fürchten, vor sein liebreiches, leuchtendes Angesicht zu treten? dich mein Sohn, segne der Himmel! Ich vertraue auf dich, daß du allezeit rechtschaffen handeln wirst, und das wird dir Gott lehren, wie es mir den Augenblick des Todes erleichtert!“

Stilles unterdrücktes Schluchzen der Mutter und des Sohnes folgten diesen Worten des braven Mannes, und auch der Canzleirath fühlte, wie eine Thräne der Rührung sein Auge feuchtete. Schweigen, tiefes Schweigen herrschte eine Zeitlang in dem kleinen Zimmer, das erst nach einer geraumen Weile von dem Kranken unterbrochen wurde.

„Ja, Herr Canzleirath,“ sprach er mit allem Nachdruck, den er noch in seine Stimme legen konnte, — „es liegt ein unendlich, unaussprechlich süßer Trost in dem Bewußtsein, für die Seinigen gesorgt zu haben, da es noch an der Zeit war. Barmherziger Gott, wie schwer würde mir das Sterben werden, wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, daß durch meine Schuld und Vernachlässigung Weib und Kind nach meinem Tode darben und Mangel leiden müßten? Gott segne

Sie für den guten Rath, den Sie mir damals gaben, lieber Herr!“

Der Canzleirath wendete sich ab, denn er schämte sich, die Verwirrung sehen zu lassen, die sich in seinen Gesichtszügen abspiegelte. Jedes Wort des sterbenden Mannes traf sein Herz, wie ein Dolchstich. So hatte dieser gehandelt, ein schlichter, einfacher Mann, aber ein sorgsamer und zärtlicher Familien-Vater. Wie dagegen hatte er selber gehandelt, der doch durch Einsicht und Kenntnisse Jenen weit überragte? Eine Fluth bitterer Selbstvorwürfe stürmte auf ihn ein, und er war froh, als bald darauf der Eintritt des Arztes diesem peinlichen Zustande ein Ende machte, und seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Der Arzt untersuchte den Kranken sorgfältig, verband seine durch den Sturz in die Tiefe herbeigeführten Wunden und Quetschungen, und ordnete vor Allem Ruhe und Stille an. Als der Canzleirath ihn auf die Seite zog und fragte, ob Hoffnung auf Genesung vorhanden sei, zuckte er die Achseln.

„Gott kann Wunder thun,“ versetzte er, — „aber menschliche Kraft und menschliches Wissen ist in diesem Falle ohnmächtig!“

Der Canzleirath nahm Abschied von der unglücklichen Familie, und begleitete den Arzt noch ein Stückchen Weges, um Näheres über den Zustand des Amtsboten zu erfahren. Der Doctor machte ihm kein Hehl daraus, daß, nach seiner Ansicht, der Kranke die nächste Nacht nicht überleben würde, weil die Erschütterung des Sturzes zu gewaltig gewesen sei. Mitleidig und theilnehmend vernahm der Canzleirath dieses Urtheil des erfahrenen Arztes, und während des ganzen Tages beherrschte

ihn eine ernste, fast trübe Stimmung, die ihren Grund in dem Verluste eines braven und rechtschaffenen Untergebenen, aber sicherlich auch noch in etwas Anderem hatte, von dem sich aber der Canzleirath selber keine Rechenschaft geben mochte. Was war es wohl? — —

Fünftes Kapitel.

Verscherzt.

Am andern Morgen, als gerade der Canzleirath mit seiner Gattin noch am Frühstücks-Tische saß, brachte ein Amtsdiener die Nachricht, daß der Amtsbote Wagner in vergangener Nacht gegen zwölf Uhr gestorben sei.

Obgleich diese traurige Botschaft nicht überraschen konnte, machte sie doch einen betrübenden Eindruck auf das Ehepaar, welches den ehrlichen, braven Mann immer geschätzt und geachtet hatte.

„Und wie ist er gestorben?“ fragte der Canzleirath nach einer in schmerzlichem Schweigen verbrachten Pause.

„Sanft, ergeben, fast freudig,“ lautete die Antwort des Amtsdieners. „Ich ging heute früh nach seiner Wohnung hin, um mich nach dem Zustande des Kranken zu erkundigen, und da erzählte mir Frau Wagner selber, wie Gott ergeben und schmerzlos das Ende ihres Mannes gewesen sei. Ich mußte ihr wohl glauben, denn als ich nachher auf meine Bitte den Todten noch einmal sehen durfte, wurde ich ganz weich und gerührt über den Ausdruck stiller Seligkeit, der sich in seinen

Zügen ausprägte. Er sah nicht aus, wie ein Verstorbener, sondern wie ein Schlafender, der einen süßen, herrlichen Traum träumt. Wenn nicht die Todtenblässe des Gesichtes gewesen wäre, ich hätte geglaubt, er lebe noch!"

„Und seine Frau?" fragte nach einer kleinen Pause abermaligen stillen Nachdenkens die Frau Canzleiräthin. „Wie erträgt Sie ihren schweren Verlust?"

„Wie ihn eine rechtschaffene, gottesfürchtige Frau ertragen muß," versetzte der Amtsdiener. „Man sieht ihr freilich den tiefen, stillen Schmerz in den leidenden Zügen an, aber sie jammert und schreit und heult nicht, sondern faßt sich in Geduld und in christlich frommer Ergebung. Auch der Wilhelm, ihr Sohn, benimmt sich zum Bewundern gut. Er ist doch noch ein halbes Kind, wenn man aber hört, wie verständig er mit der Mutter spricht, und ein jedes Wort aus seinem Munde so tröstlich und fast erbaulich klingt, so muß man Respect vor ihm haben."

„Ja er ist ein vortrefflicher und ausgezeichneter Knabe, ich kenne ihn," sagte der Canzleirath. „Er wird seinem braven Vater einmal alle Ehre machen, das bin ich fest überzeugt. Aber nun genug von den traurigen Ereignissen, das wir nun leider einmal nicht ändern können. Was bringt Ihr mir von der Canzlei?"

— — Wochen und Monate vergingen, der grimmige Winter mußte, wenn auch langsam und widerwillig, dem milden Wehen und Walten des Frühlings weichen; das Eis schwand von den Flüssen und Bächen; der Schnee schmolz unter den immer eindringlicheren Strahlen der Sonne und dem warmen Hauche der Südwest-Winde, erst in den Ebenen auf Wiesen und Feldern,

dann auch auf den Höhen und Bergkuppen; die Büsche und Sträucher kleideten sich mit jungem, frischem Grün; die ersten Schneeglöckchen, die ersten duftenden Veilchen erquickten Auge und Gemüth; Millionen feine grüne Spitzen lugten von Wiese und Garten, noch ein wenig schüchtern, zum blauen Himmel auf; gelbe Primeln und blaue Genzianen schmückten den Waldrand; die lieben Vöglein zwitscherten, jubilirten und flöteten wieder ihre muntern Lieder von den Zweigen oder aus hoher Luft herab; — kurz der Frühling, der liebe, holde, wonnige Frühling war wieder einmal gekommen mit seiner Fülle von Schönheit und Herrlichkeit, und jedes lebendige Wesen begrüßte ihn mit Freudigkeit, und athmete leichter und freier auf, als da des Winters starre Macht noch schwer auf ihm gelegen hatte.

Und doch war Einer, dem der Zauber des Frühlings kaum ein Lächeln ablocken konnte, Einer, der ungerührt blieb von seinen Wonnen und Freuden, der trüben Blickes seine Herrlichkeit schaute und im gepreßten Herzen keine Regung des allgemeinen Entzückens verspürte. Und dieser Eine war der Canzleirath Heimberger.

Freilich nicht ohne Grund ging der sonst lebensfrohe und lebensfrische Mann jetzt düster und trübe einher. Seit dem Tode des Amtsboten Wagner, den er sich vielleicht mehr zu Herzen nahm, als er äußerlich zu erkennen gab, war eine sehr merkbare Veränderung mit ihm vorgegangen. Er kränkelte fortwährend. Sein Unwohlsein erreichte allerdings nie einen so hohen Grad, daß es ihn von seinen Geschäften abgehalten, oder ihn vom Ausgehen verhindert hätte, aber genug, er kränkelte. Seine frühere, unerschütterlich scheinende Gesundheit hatte einen empfindlichen Stoß erlitten. Er klagte bald

über Brustleiden, bald über Herzweh, bald über den Magen, bald über dieß oder das, und in der That, wer ihn längere Zeit nicht gesehen hatte, erschrak über sein leidendes Aussehen, über das bleiche, eingefallene Gesicht, über die trüben Augen und die schlaffe Haltung des Körpers, den er früher so gerade und stattlich getragen hatte.

Außer den körperlichen Beschwerden mußte ihn auch wohl noch ein Gemüthsleiden drücken, obgleich er dieses sorgfältig vor den Leuten und besondes vor seiner Frau zu verbergen suchte. Dennoch merkte es die Letztere recht wohl, und ahnte auch die Quelle davon. Doch hütete sie sich, ihren Gedanken Worte zu geben, um den ohnehin schon reizbaren Mann nicht noch reizbarer zu machen. Sie erwartete nur geduldig die Zeit, wo er ganz von selber und aus freier Entschließung ihr sein Herz öffnen würde, und wünschte nur im Stillen, daß sich dieser Zeitpunkt nicht zu weit hinaus dehnen möchte.

Es vereinigte sich noch Manches, der Mißstimmung des Canzleiraths eine noch schwärzere Färbung zu geben. So ein Besuch von der Wittwe Wagner, welche eines Morgens zu ihm kam, und ihn um eine kleine Gefälligkeit ersuchte, die er natürlich bereitwillig gewährte.

„Und nun, Frau Wagner, wie geht es sonst?“ fragte er, sie zurückhaltend, als sie sich mit höflichem Danke wieder entfernen wollte. Ich will doch hoffen, daß der Verlust ihres guten Mannes Sie nicht in eine hülfsbedürftige Lage gebracht hat?“

„O nein, Herr Canzleirath, Gott sei Dank dafür,“ erwiederte sie. „Die kleine Pension, die mir monatlich ausbezahlt wird, reicht vollkommen aus, mir und meinem Wilhelm des Lebens Nothdurft zu gewähren, und

dann bin ich ja auch noch jung und rüstig, und kann durch meiner Hände Arbeit, durch Waschen, Scheuern und dergleichen auch noch ein paar Thaler wöchentlich verdienen. Außerdem, Sie wissen ja, die fünfhundert Thaler von der Lebensversicherung! die habe ich auf sichere Hypothek gelegt, und rühre keinen Pfennig davon an. Sie sollen einmal meinem Wilhelm zu gut kommen, wenn er später ein Handwerk lernt, oder wenn er Kaufmann werden, oder gar auf die Universität gehen und studiren will. Das Geld reicht zu Allem aus. Ja, das ist eine große Beruhigung für mich, Herr Canzleirath! denn sehen Sie, wenn mein seliger guter Mann sein Leben nicht versichert gehabt hätte, was wäre dann für den armen Jungen zu thun und zu erreichen gewesen? Nichts! Er hätte es nimmermehr zu etwas Rechtem und Ordentlichem bringen können, während jetzt, wenn ihn nur der liebe Gott brav und gesund erhält, seine Zukunft gesichert ist."

Der Canzleirath ging während dieser Auslassung der Frau Wagner unruhig in der Stube auf und ab, und bekämpfte augenscheinlich ein Gefühl, das ihn unangenehm, wenn nicht gar schmerzlich berührte.

„Ja, ja," sagte er dann, „ich kann mir wohl denken, daß eine solche Summe Geldes ein wahrer Schatz für Sie sein muß. Sie haben dieselbe also schon ausbezahlt erhalten?"

„Ei ja, schon bald nach dem Begräbnisse meines armen guten Mannes," versetzte sie. „Das war sehr schön und rührend, Herr Canzleirath. Sehen Sie, der Herr Agent Kluge, — Sie kennen ihn ja, — ließ mir damals sagen, ich solle ihn Tags darauf Vormittags um elf Uhr besuchen. Als ich hin kam, fand ich außer

ihm noch den Herrn Pfarrer und den Herrn Doctor, der meinem armen Mann die letzten Leidensstunden erleichtert hatte, und Alle grüßten mich herzlich und freundlich. Ich mußte mich niedersetzen, und dann sprach Herr Kluge zu mir, daß es ihn von ganzer Seele freue, mir eine Summe Geldes einhändigen zu können, die mir ohne Zweifel einen großen Theil meiner Sorgenlast abnehmen würde. Dann nahm der Herr Pfarrer das Wort, und sagte viel Gutes und Lobendes über meinen seligen Mann, und pries ihn, daß er so weise gewesen, noch bei seinen Lebzeiten die Zukunft seiner Familie sicher zu stellen. Dann sagte der Herr Doctor, wie sehr es ihn gefreut und gerührt habe, daß mein Mann so gefaßt und ruhig seiner irdischen Auflösung entgegen gegangen sei, daß er diese Fassung und Ruhe zu großem Theile seiner Lebens=Versicherung zu danken gehabt, und daß dieselbe in solcher Weise nicht nur seiner Familie, sondern auch ihm selber zu einem wahren Segen gereicht habe. Nachher führte mich der Herr Kkuge an einen Tisch, wo fünfhundert Thaler in blanken Gold= und Silberstücken aufgezählt lagen, und sagte zu mir, das sei Alles mein, und ich möge es als ein schönes Andenken an meinen verstorbenen Mann betrachten und werth halten. Ach, Herr Rath, ich mußte weinen vor Freude! Nicht über das Geld, wahrhaftig nicht! sondern darüber, daß mein Mann doch so ein guter, braver Familien=Vater gewesen war, und daß ich Seiner immer und allezeit in Liebe und Verehrung gedenken konnte. Ja, auch den Herren, die mir Glück wünschten, standen Thränen in den Augen, und ich sah wohl, daß sie Alle es herzlich gut mit mir meinten. Da faßte ich mir denn auch ein Herz, und bat

Herr Kluge, daß er so gut sein und das schöne Geld für meinen Wilhelm sicher stellen möge. Das hat er denn auch bereitwillig gethan, und ich kann ganz unbesorgt um das Geld sein, und beziehe auch noch hübsche Zinsen davon."

„Auch ich wünsche Ihnen Glück, liebe Frau, daß Sie einen so wackern und vorsichtigen Mann gehabt haben," sagte der Canzleirath mit etwas bebender Stimme. „Wollte Gott, es dächten noch recht viele Menschen so, wie er gedacht hat, dann würde es eine große Summe von Kummer, Sorge und Elend weniger in der Welt geben!"

Als Frau Wagner kurz darauf gegangen war und der Canzleirath sich allein in dem Zimmer befand, schlug er sich hastig mit geballter Faust vor die Stirn, und Worte, wie: „ich Thor, ich Elender, ich Unsinniger!" floßen unwillkürlich über seine Lippen. Ob und was er sich dabei dachte, konnte natürlich Niemand wissen. Jedenfalls stand aber so viel fest, daß die Unterredung mit Frau Wagner ihn sehr stark und lebhaft ergriffen, und ihn in ungewöhnliche Aufregung versetzt hatte.

Eine Aufregung anderer Art sollte wenige Tage nach Jener erfolgen.

Grade zu jener Zeit trat eine große, weit greifende Handels-Krisis ein, welche bedeutende Verheerungen unter den Kaufleuten und Banquier-Häusern anrichtete. Hunderte von Leuten, die man für unermeßlich reich gehalten hatte, wurden in kürzester Frist zahlungsunfähig und kamen an den Bettelstab. Der Canzleirath hatte wohl von diesen Calamitäten gehört, aber sich weiter nicht darum bekümmert, weil er als Beamter kein eigenes und besonderes Interesse daran hatte. Da erfuhr

er aber ein Gerücht, das ihn plötzlich aus seiner bisherigen Theilnahmlosigkeit aufschreckte und ihn nicht wenig betroffen machte. Er kam eines Abends in die „Harmonie“, und vernahm da mit nicht geringem Erstaunen, daß in Folge des Sturzes anderer Häuser auch der Banquier Meyerheim bankrott geworden sei, und sich dieses Unglück so sehr zu Herzen genommen habe, daß er, vom Schlage gerührt, todtkrank zu Hause läge.

„Unmöglich!“ rief der Canzleirath aus, — „ich war doch erst gestern bei ihm, um ihm einige kleine Ersparnisse anzuvertrauen, und er war ganz heiter und lebensfroh! Unmöglich!“

„Wenn Sie zweifeln,“ erwiederte der gute Bekannte, welcher ihm die Mittheilung gemacht hatte, „so fragen Sie den Doctor Ernst, der da eben hereinkommt. So viel ich weiß, ist er Hausarzt bei Meyerheim.“

Der Canzleirath eilte auf den Doctor zu.

„Ist es wahr, Doctor?“ fragte er hastig. „Meyerheim . . ?“

„Liegt im Sterben,“ versetzte der Doctor achselzuckend und sehr ernst. „Ich komme eben von ihm, und bin noch ganz erschüttert und ergriffen von dem tieftraurigen Auftritte, dem ich beiwohnen mußte. Der sterbende Mann wilde Verwünschungen gegen sich ausstoßend, seine unglückliche Frau händeringend und wehklagend, sein Sohn in Thränen zerfließend, — ein schrecklicher Auftritt!“

„Aber, großer Gott, wie hat das so kommen können?“ rief der Canzleirath ganz bleich aus.

„Natürlich und erklärlich genug,“ erwiederte der Doctor. „Schon seit acht Tagen fühlte Meyerheim den Boden unter sich wanken, und er kämpfte mit al-

ler Anstrengung, um den Ruin seines Hauses abzuwenden, aber leider ohne Erfolg. Eine Unglücksbotschaft folgte der andern; Schlag auf Schlag erhielt er Nachricht von dem Sturze befreundeter Häuser, denen er bedeutende Kredite gewährt hatte, und heute früh kam denn noch der letzte und unglücklichste Schlag, der ihn gänzlich zu Boden schmetterte. Ein Banquier in Wien, den die ganze Welt für einen Millionär und für den rechtschaffensten Mann gehalten hatte, ist bei Nacht und Nebel auf und davon gegangen, und hat durch seine Flucht alle seine Gläubiger in Verzweiflung gestürzt. Er war Meyerheim's letzter Hoffnungsanker. Heute früh erhielt er durch den Telegraphen die Nachricht, daß auch dieser letzte Anker gebrochen sei, und nun war es aus mit seiner Standhaftigkeit. Der Blitz schmetterte ihn zu Boden. Er verfiel in eine wilde Raserei. Ein Art Gehirnschlag erfolgte, und nun liegt er da, eine jammervolle Beute der Verzweiflung. Ich sage Ihnen, es ist schrecklich, Canzleirath, den unglücklichen Zustand dieses Mannes mit anzusehen!"

„Und er hat wirklich Alles, sein ganzes Vermögen verloren? der reiche Meyerheim?"

„Mehr, als das, er hinterläßt noch bedeutende Schulden, an deren Bezahlung natürlich nicht zu denken ist. Seine Frau und sein Sohn, die noch vor vierzehn Tagen im Ueberflusse schwelgten und mit den Händen im Golde wühlen konnten, sind heute Bettler, und müssen von der Mildthätigkeit fremder Menschen leben!"

„Barmherziger Gott, wie schrecklich!" sagte der Canzleirath schaudernd. „Die unglückliche Frau, das arme Kind!"

„Sie sind nicht allein unglücklich gemacht durch den Bankrott Meyerheim's," fuhr der Doctor fort. „Noch manche andere Familien, die dem reichen Banquier ihr Geld anvertraut, kommen durch ihn zu, zum Theil bedeutenden, Verlusten. Ich weiß, auch Sie, lieber Canzleirath, gehören zu diesen Leuten."

„Oh, das ist von keiner großen Wichtigkeit," versetzte Heimberger schnell. „Nur einige kleine Ersparnisse, die man ohne großen Kummer verschmerzen kann, besonders im Hinblick auf ein so niederschmetterndes Unglück, wie es Meyerheim betroffen. Aber woher wissen Sie . . ?"

„Aus Meyerheim's eigenem Munde," erwiederte der Doctor. „In einem seiner Ausbrüche wildester Verzweiflung klagte er sich an, daß er Sie früher einmal durch seine Vorspiegelungen abgehalten habe, einer Lebensversicherungs-Gesellschaft beizutreten, und Sie dagegen bewogen habe, Ihre Ersparnisse in seinem Geschäft anzulegen. Diese Angelegenheit schien sehr schwer auf seinem Gewissen zu lasten. Er verwünschte sich selbst, seinen Hochmuth, seinen Stolz, sein Pochen auf Geld, was auch ihn selber verhindert hätte, sein Leben zum Besten seiner Hinterbliebenen zu versichern. „Da haben wir's nun!" schrie er keuchend und mit gerungenen Händen, während der Angstschweiß in schweren Tropfen von seiner Stirne rollte, — „mein armes Weib, mein einziges Kind in die unbarmherzige Welt hinaus gestoßen! Und ich Rabenvater hätte es so leicht verhüten können! Ein Scherflein von meinem früheren Ueberflusse hätte hingereicht, sie vor dem Aeußersten zu schützen, ihnen wenigstens eine sichere Existenz zu gewähren, sie vom Mitleid der Menschen unabhängig zu machen!

Oh, ich Schurke, ich gewissenloser! Ich Rabenvater! Ich Glücksmörder von Weib und Kind!“ So tobte er und schrie und rang die Hände und verwünschte sich selbst und seine strafbare Nachlässigkeit. Es war grausig anzusehen und anzuhören, dieses traurige Schauspiel eines Familien-Vaters, der sterbend keine Ruhe in seinem Gewissen zu finden vermochte! Grauenhaft, sag' ich, war es! Grauenhaft! Ach, wie so ganz anders war es, als ich am Sterbelager des armen Amtsboten Wagner stand! Dort die gräßliche Verzweiflung, — hier die friedliche, ja freudige Ergebung in den Willen Gottes, bewirkt und getragen durch das gute Bewußtsein, eine heilige Pflicht erfüllt und zu rechter Zeit für das Wohl der Seinigen gesorgt zu haben. Welch ein Unterschied! Welch ein Gegensatz! Ja, glauben Sie mir, bester Canzleirath, wenn die Menschen auf dem Sterbebette liegen, dann erkennt man erst recht, was dem Tode den Stachel benimmt und ihn leicht macht: es ist das Bewußtsein treulicher Pflichterfüllung! Nichts Anderes kann so leicht über die Schrecken der leiblichen Vernichtung hinwegführen!“

Der Canzleirath war tief bewegt, ja, bis in's Innerste hinein, durch und durch erschüttert. Er malte sich das schreckliche Ende des unglücklichen Meyerheim aus, und sein Herz erbebte, wenn er an das dereinstige seinige dachte. Was hatte denn er gethan, um die Sorge von dem Leben der Seinigen zu bannen? Die geringen Summen, die er für sie erspart hatte, waren in Folge eines größeren Unglücks verschlungen worden, und, wenn das auch nicht geschehen wäre, — jetzt sah er ein, daß sie seiner Familie — nichts, oder doch fast

nichts nützen würden, wenn heute oder morgen der Himmel über sein Leben verfügte.

Er blieb den ganzen Abend still und träumerisch; still und träumerisch ging er nach Hause; still und träumerisch suchte er sein Lager auf, ohne daß er es über's Herz hatte bringen können, seiner Frau von Meyerheim's Unglück und Selbstvorwürfen nur eine Sylbe zu sagen. Auch ihn schlug das Gewissen, und er scheute sich, es einen Andern, wäre es auch seine Frau, merken zu lassen.

Sechstes Kapitel.

Zu spät.

Am nächsten Morgen sah Rath Heimberger, als er mit der Gattin am Frühstücktische saß, wieder einmal so heiter aus, wie in früherer besserer Zeit. Man sah ihm an, daß er einen Entschluß gefaßt hatte, und dieser Entschluß mußte ein guter sein, da er ihn fröhlich machte, und die Wolke des Trübsinn's von seiner Seele verbannte. Doch sagte er nichts davon zu seiner Frau, sondern beeilte sich mehr als gewöhnlich, sein Frühstück einzunehmen, und kleidete sich dann rasch an, um, wie er gegen seine Frau äußerte, vor dem Besuche seines Bureau's noch einen Geschäftsweg abzumachen. Mit schnellen, elastischen Schritten eilte er durch die Straßen, und hielt sich nirgends auf, bis er vor einem schönen Hause stand, an dessen Vorderseite ein großer Schild aushing, mit der in Gold ausge-

führten prunkenden Inschrift: „**Agentur der Londoner Lebens-Versicherungsgesellschaft.**“

In dieses Haus hinein ging er, verlangte den Agenten zu sprechen, und theilte demselben seine Absicht mit, sein Leben mit einigen tausend Thalern bei der Gesellschaft zu versichern.

Dieses also war der Entschluß, den er in der vergangenen schlaflosen Nacht gefaßt und der ihn am Morgen so heiter gestimmt hatte. Er war endlich mit sich selber und seinem Gewissen einig geworden. Schon nach dem Unglücke, das den braven Amtsboten Wagner betroffen hatte, war er Willens gewesen, das Versäumte nachzuholen; aber eine gewisse Scheu, welche er vor dem Agenten Kluge empfand, hatte ihn von einem bis zum andern Tage zögern lassen. Dann hatte es wieder einmal an dem nöthigen Gelde gefehlt; dann war seine Kränklichkeit seinem Wunsche hindernd entgegen getreten, und kurz und gut, obgleich ihn sein Gewissen vielfach beunruhigt, hatte er die ganze Angelegenheit doch wieder auf die lange Bank geschoben, bis die Nachricht von Meyerheimer's Bankrott und Krankheit ihn wie ein Donnerschlag getroffen und mit einem Rucke sein Gewissen aus dem Schlummer aufgeschreckt hatte, in den er es mehrfach fast absichtlich eingelullt.

„Morgen früh gehe ich zu einem Agenten,“ hatte er in vergangener Nacht zu sich selbst gesagt, — „aber nicht zu Kluge! Der würde mich nur heimlich auslachen, und mich innerlich verspotten. Diesen Triumph soll er nicht über mich haben. Es gibt ja noch mehr Versicherungs-Gesellschaften, als die ‚Iduna‘. Versuchen wir's mit der Londoner.“ Jetzt stand er nun vor dem

Agenten Marbach, welcher sein Anliegen ruhig anhörte und bereitwillig darauf einging.

„Das trifft sich ja recht gut, „sagte er. „Der Arzt unserer Gesellschaft ist gerade in meinem Hause gegenwärtig, und da Sie, wie Sie mir versichern, Eile haben, so könnte er gleich auf der Stelle Ihren Gesundheitszustand untersuchen, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir in mein Kabinet zu folgen, wo wir ganz ungestört sind."

„Aber sollte denn das überhaupt nöthig sein?" versetzte der Canzleirath betreten. „Wie ich Ihnen mittheilte, bin ich ja erst vor einiger Zeit ärztlich untersucht worden, als ich mich bei der Iduna versichern wollte, und diese Gesellschaft hat nicht den mindesten Anstand genommen, meine Versicherung auf Grund des ärztlichen Zeugnisses zu genehmigen."

Der Agent zuckte die Achseln.

„Ich bedaure sehr, Ihnen sagen zu müssen, daß die damalige Untersuchung für uns nicht bestimmend sein kann," erwiederte er. „Erstens ist sie nicht durch unsern Arzt vorgenommen worden, und dann sind ja seitdem mehrere Monate verstrichen. Die Gesundheit eines Menschen ist eben ein sehr schwankendes Ding. Es kann heute einer kerngesund, und morgen schon eine Leiche sein. Wenn Sie bei Ihrem Vorhaben beharren, so müssen Sie sich schon eine erneuerte Untersuchung gefallen lassen, mein bester Herr."

Dem Canzleirath war bei dieser ganz bestimmten Ankündigung gar nicht wohl zu Muthe, denn er wußte sehr gut, daß er in letzter Zeit vielfach gekränkelt hatte, und die unbestimmte Befürchtung, daß man ihn wohl gar abweisen könne, bewirkte ein leises Frösteln in sei-

nen Adern. Indeß, eine Weigerung konnte hier nichts helfen, also erklärte er, wenn auch mit etwas beklommenem Herzen, seine Bereitwilligkeit, sich der Untersuchung zu unterwerfen.

Der Agent führte ihn in sein Kabinet, und schickte nach dem Arzte, welcher gleich darauf eintrat. Man deutete ihm an, um was es sich handle, und es erfolgte nun ein sehr sorgfältiges Examen über den früheren Gesundheitszustand des Canzleirathes, welcher auf die mit Bestimmtheit vorgelegten Fragen leider nicht läugnen konnte, daß er in den letzten Monaten einige Male unpäßlich gewesen sei. Hierauf nahm der Arzt die eigentliche körperliche Untersuchung vor und zwar mit einer so tief eingehenden Genauigkeit, daß dem Canzleirath ganz angst und bange dabei wurde. Nach einer halben Stunde endlich wurde die Untersuchung geschlossen, und der Arzt entfernte sich mit dem Agenten zu einer kurzen, geheimen Berathung, nachdem er den Canzleirath gebeten hatte, das Ergebniß desselben abzuwarten. Nach wenigen Minuten, die aber dem Harrenden wie Ewigkeiten vorkamen, erschienen die beiden Herrn wieder, aber mit sehr ernsten Gesichtern.

„Ich bedaure, Herr Canzleirath,“ sagte der Agent, „die Gesellschaft ist nicht in der Lage, Ihre beantragte Versicherung annehmen zu können.“

Wenn ein Blitzstrahl vor dem armen Canzleirath niedergefahren wäre, er hätte keinen größeren Schrecken darüber empfinden können, als über diesen Ausspruch des Agenten, der seine Hoffnungen mit einem Schlage zertrümmerte und zugleich alle Schrecknisse eines bösen Gewissens über ihn brachte.

„Zu spät!“ rief eine Stimme in ihm. „Unglück-

licher, du hast den Segen der Lebensversicherung verscherzt, und dadurch mit eigener Hand die Zukunft deines Sohnes zerstört!“

Todtenbleich wandte er sich zu dem Arzte, und fragte stammelnd: „Was haben Sie für Gründe, mich für untüchtig zur Aufnahme in die Gesellschaft zu erklären?“

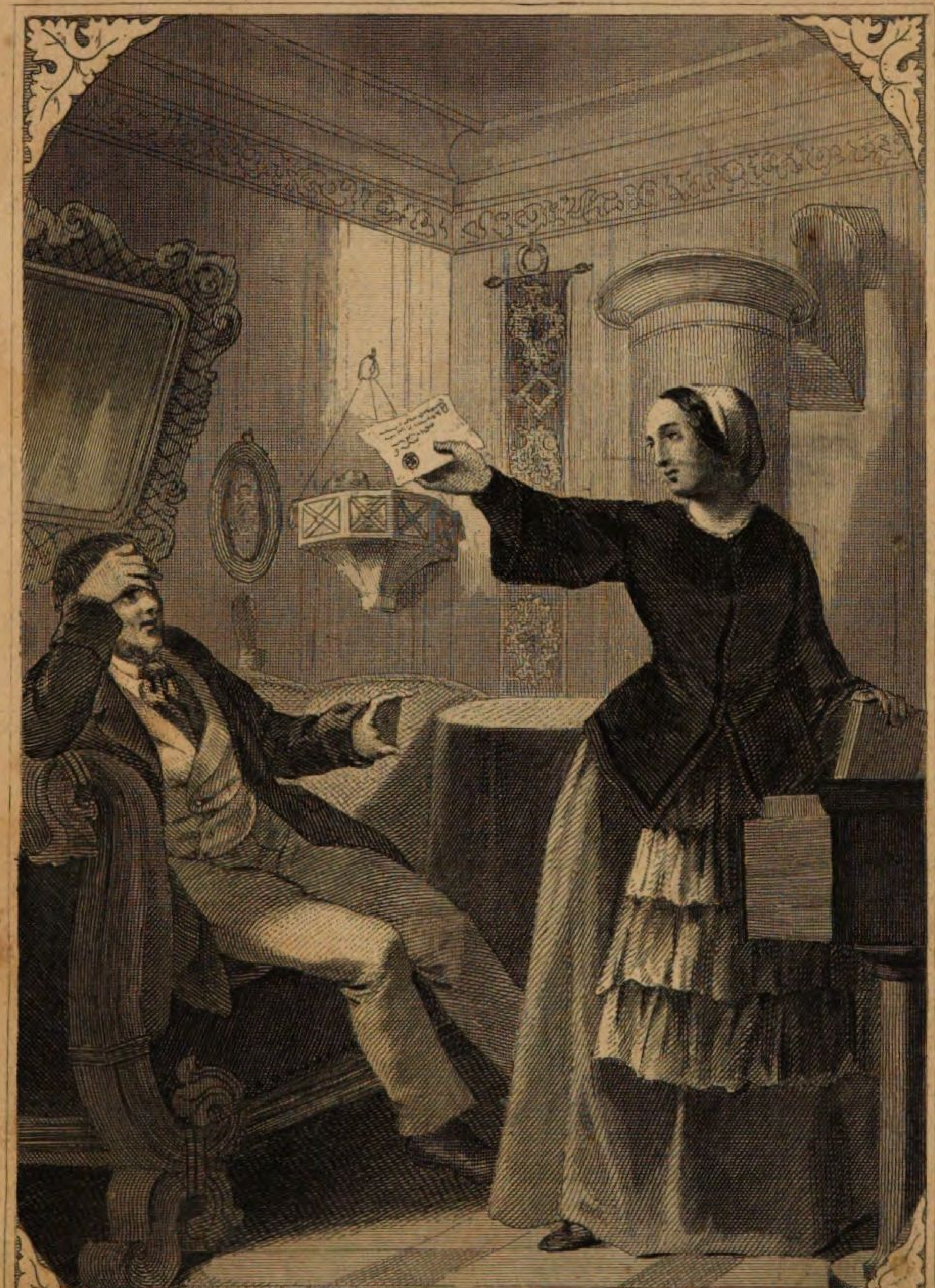
„Erlauben Sie mir, diese Gründe für mich zu behalten,“ gab der Arzt kalt zur Antwort. „Ich bin nicht verpflichtet, Ihnen Rechenschaft abzulegen, wohl aber bin ich verpflichtet, der Gesellschaft, die mich besoldet, auf Eid und Gewissen meine Ueberzeugung in Betreff des Gesundheits-Zustandes der Antragsteller mitzutheilen.“

„Also wirklich keine Hoffnung für mich? Keine?“ fragte der Canzleirath.

Ein bedauerndes Achselzucken des Agenten war die Antwort. Der Canzleirath sah wohl, daß er hier nichts mehr für seinen Zweck erreichen konnte, und empfahl sich, innerlichst zerschmettert und den Tod im Herzen. Er eilte aus der Stadt hinaus in's Freie, und irrte wie ein Verzweifelter kreuz und quer in der Irre umher. Eine unsägliche Angst preßte sein Herz zusammen, und die bitterste Reue peinigte und marterte ihn.

„Zu spät! Zu spät!“ ächzte er von Zeit zu Zeit aus beklemmter Brust. „Elender, der ich bin! Ich habe die Ruhe meines ganzen Lebens und die glückliche Zukunft der Meinigen verscherzt, in gränzenloser Verblendung, in sündhaftestem Leichtsinn von mir geworfen!“

Endlich, auf's Aeußerste ermüdet, gedrückt und abgespannt, schlug er wieder den Rückweg nach Hause ein. Seine Frau erschrak, als er blaß, verstört, wan-



kend ihr gegenüber trat, und gleich einem innerlich ganz gebrochenen Menschen auf seinen Lehnstuhl sank.

„Um Gotteswillen, was ist dir geschehen, Carl!“ rief sie aus und eilte auf ihn zu, um ihn in ihre Arme zu schließen. „Dir ist ein Unglück zugestoßen!“

„Ja, gute Frau,“ versetzte er mit bebender Stimme und eine heiße Thräne netzte seine Augen, — „ein großes Unglück! Ich bin zum Mörder geworden an meinem und eurem Glücke, ein Mörder durch Leichtsinn und pflichtwidrige Versäumniß.“

„Aber, Mann, was sprichst du da? Fasse dich, beruhige dich!“ versetzte die Frau Räthin. „Lasse mich hören was dich quält, und ängstige mich nicht mit Worten ohne Sinn und Verstand. Was kann geschehen sein, das dich so außer dir gebracht hat?“

Der Canzleirath suchte sich zu fassen. Es half nun nichts mehr, die bittere Erfahrung zu verheimlichen, die er heute hatte machen müssen, und er legte seiner Frau ein vollständiges Bekenntniß dessen ab, was er früher versäumt, und was er heute, leider vergeblich, versucht hatte.

„Das ist der Nagel zu meinem Sarge,“ sagte er. „Nicht lange wird es dauern, so werde ich irgend einer Krankheit erliegen und mit dem schrecklichen Bewußtsein von hinnen gehen, deine und Eduards Zukunft verbittert zu haben. Hier, hier,“ — fügte er hinzu, und legte die Hand auf sein Herz, — „hier fühle ich's, das heutige Fehlschlagen meiner Hoffnungen ist der Wurm, der schon jetzt an meinem Herzen frißt, und nicht nachlassen wird, ehe er nicht das Werk der Zerstörung beendigt hat. Arme Frau! Armer, unglücklicher Knabe.“

„Und glaubst du denn, lieber Mann,“ fragte die

Frau Räthin sehr ernst, — „glaubst du, daß du wieder lebensfroh und glücklich geworden wärest, wenn die Londoner Gesellschaft dein Gesuch angenommen hätte?"

„O, sicher und gewiß glaube ich das," erwiederte er lebhaft. „Sieh', Anna, schon der bloße Entschluß, den ich vergangene Nacht faßte, mich in die Gesellschaft einzukaufen, hat mich heiter und gesund gemacht. Ich bin lange nicht in so freudiger Stimmung gewesen, als gerade heute beim Frühstück, weil ich nach demselben meinen Wunsch verwirklichen wollte. Nun ist der Versuch mißlungen, und jede Lebensfreude ist für mich auf immer verloren!"

„Nein, bester Mann," sagte jetzt die Frau Räthin, und ihre schlanke Gestalt hob sich, ihre Augen leuchteten und von ihrer Stirn strahlte die reinste Glückseligkeit, — „nein, sie ist nicht verloren! Im Gegentheil, du sollst wieder so lebensfroh und glücklich werden, wie du in den früheren, schönen Tagen gewesen bist. Warte nur Einen Augenblick, und du wirst sehen, daß ich dir nicht zu viel versprochen habe."

Während ihr Mann sie verwirrt und bestürzt anschaute, als ob er fürchtete, daß sie den Verstand verloren hätte, eilte Frau Anna an ihren Nähtisch, öffnete ein verstecktes Fach desselben, nahm zwei Papiere heraus, flog zu ihrem Manne zurück, und reichte ihm strahlenden Blickes die Blätter hin.

„Da! Nimm!" sagte sie mit ihrer frischen Stimme, aus der das innerlichste Entzücken silbern heraus klang, — „nimm hin, und sei von Stund an wieder glücklich und lebensfroh!"

Der Canzleirath warf einen Blick auf die beiden Papiere, und plötzlich verklärte sich sein ganzes Gesicht,

die Wolken auf seiner Stirne verschwanden wie durch einen Zauberschlag, er stieß einen Schrei höchsten Entzückens aus, und im nächsten Augenblicke hatte er seine Frau fest in die Arme geschlossen, und küßte sie mit innigster überströmender Liebe.

„Anna! Weib! Engel!“ rief er aus. „In welcher gesegneten Stunde bist du auf diesen Gedanken gekommen?“

„Nun, laß mich nur erst los, lieber Mann,“ erwiederte sie lächelnd, „und du sollst Alles erfahren. Hier setze dich zu mir auf das Sopha, und höre. Die Stunde, in welcher ich auf den Gedanken kam, war genau dieselbe Stunde, in welcher du mir befahlest, den Agenten Kluge mit der schon ausgefertigten Police der Gesellschaft „Iduna“ zurück zu weisen, weil du sie nicht einlösen wolltest. Ich vernahm deinen Auftrag mit bitterstem Schmerz, vermochte aber leider deinen Entschluß nicht zu ändern. Als du fortgingest und mich allein gelassen hattest, versank ich in ein Meer von trüben Gedanken, aber gerade da war es, als ob eine Stimme von oben mir zurief: „Thue du, was er unterlassen will!“ Liebster Mann, wie ein Blitz zündete dieses Wort in meinen Herzen. Ich hatte zwar kein Geld, um die Police von dem Agenten Kluge einzulösen, aber ich besaß noch einige werthvolle Schmucksachen von meiner seligen Großmutter her. Mein Entschluß war sogleich gefaßt. Ich eilte zum Juwelier, verkaufte das alte Geschmeide, und löste dann doppelt so viel Geld daraus, als ich zur Bezahlung der Police bedurfte. Daß ich es augenblicklich zu diesem Zwecke verwendete, brauche ich wohl kaum noch zu erwähnen. Der gute Kluge lobte mich über die Maßen wegen meines glück-

lichen Einfalles, und versprach mir, dir gegenüber von Allem zu schweigen und überhaupt nichts von unserer geheimen Verhandlung laut werden zu lassen. Ich glaubte nämlich, ihm dies Versprechen abnehmen zu müssen, weil ich doch nicht wissen konnte, ob du meine Handlungsweise auch billigen würdest. Indeß ich hoffte es, und siehe da, die Hoffnung ist glücklich in Erfüllung gegangen. Hier ist die Police und die Quittung über das eingezahlte Geld! Sei nun wieder glücklich und quäle dich nicht länger mit unnöthigen Gewissensbissen."

„Aber," sagte der Canzleirath tief gerührt und ergriffen, — „wenn ich nun nicht auf bessere Gesinnungen gekommen wäre? Was denn?"

„So hätte ich," versetzte Frau Anna, „jeden Pfennig gespart, mir jede Entbehrung auferlegt, und allerwege geschafft und gearbeitet, um den jährlichen Beitrag aufzubringen. Und ich weiß, Gott würde mir beigestanden haben, denn was ich gethan hätte, ich hätte es nicht aus Eigennutz, sondern zum Besten meines Kindes gethan."

Eine Freudenthräne perlte an der Wimper des Canzleirathes.

„Ich danke dir, danke dir von Grund der Seele," sagte er bewegt, und schloß seine Frau liebevoll in die Arme. „Du hast mir den Frieden meines Herzens und die Ruhe meines Gewissens wiedergegeben. Dank, Dank dir von Herzensgrunde. Mit dem weisen Salamo muß ich ausrufen und rufe es freudig: Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler, denn die köstlichen Perlen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Seitdem sind abermals einige Monate hingeschwun-

den. Rath Heimberger ist frisch, lebensfroh und gesund, wie in seinen besten Zeiten, und in seiner Familie herrscht Friede, Glück und Fröhlichkeit. Manchmal, wenn Jemand ihn frägt: „Wie geht's? Wie steht's?“ so gibt er lächelnd und scherzhaft die Antwort: „Danke, recht gut! Ich habe mein Leben versichert, und da versichert man seine Gesundheit gleich mit. Machen Sie's ebenso wie ich, Freund, das Mittel ist probat, ein wahres Lebens-Elixir!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Du aber, freundlicher Leser, ist dir meine kleine Geschichte vielleicht zu ernst und zu trocken gewesen? Wohlan bringe sie deiner Mutter oder deinem Vater, bitte sie, sie zu lesen, und vielleicht bringt sie dir dann bessere Früchte, als du in diesem Augenblicke denken magst. Lebe wohl! —

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.